



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Metaphern in der sprachlichen Verarbeitung“

Verfasserin

Ursula Placzek

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 328

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Allgemeine/Angewandte Sprachwissenschaft

Betreuer:

Ass.-Prof. Mag. Dr. Martin Prinzhorn

Für Christian, Fabian und Amelie!

Vorwort

Ich danke meinem Betreuer, Ass.-Prof. Mag. Dr. Martin Prinzhorn für seine wertvolle Unterstützung beim Entstehen dieser Arbeit.

Besonderer Dank gilt Christian, der mich – widrigsten Umständen zum Trotz – unermüdlich und nach allen Kräften unterstützt hat.

Ich danke meinen Kindern, Fabian und Amelie, die mich durch den Großteil meines „Studentenlebens“ begleitet haben und deren Spracherwerbsprozess Inspiration und „Praktikum“ zugleich war.

Ebenfalls dankbar bin ich Robert Bilek und auch meinen Kolleginnen, die mir durch flexible Arbeitszeitgestaltung die Teilnahme an Lehrveranstaltungen ermöglicht haben.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	1
1 Was ist eine Metapher? Interdisziplinäre Ansätze zur Metapher	5
1.1 Philosophische Theorien	7
1.1.1 Rhetorik versus Bedeutungstheorie.....	7
1.1.2 Begriffsdefinitionen aus dem Bereich der Philosophie.....	8
1.1.3 Semantik oder Pragmatik?.....	10
1.1.3.1 Semantische Ansätze	10
1.1.3.2 Pragmatische Ansätze	13
1.2 Stilistische Zugänge	21
1.2.1 Gut oder schlecht?.....	21
1.2.2 Metaphern als Stilmittel.....	21
1.2.3 Metaphern in der Alltagssprache	22
1.2.4 Formen von Metaphern.....	23
1.2.5 Funktionen von Metaphern	24
1.3 Psychologische Aspekte.....	27
1.3.1 Traditionelle Auffassungen	27
1.3.2 Bottom up-/top down-Verständnis oder Stufenmodell?	27
1.3.3 Verhältnis zwischen Topik und Vehikel.....	29
1.3.4 Irreversibilität von Metaphern.....	30
1.3.5 Auswahl der relevanten Eigenschaften.....	30
1.4 Metaphern und Grammatik	34
2 Linguistische (relevanztheoretische) Ansätze in der Metaphertheorie.....	37
2.1 Relevanztheorie	38
2.1.1 Grundlagen der Relevanztheorie	38
2.1.2 Prinzipien der Relevanztheorie	40
2.2 Einbettung von Metaphern in die Relevanztheorie.....	42
2.3 Ad-hoc-Konzepte	44
2.4 Idiome	52
2.4.1 Kompositionalität von Idiomen	53
2.4.2 Klassifizierung von Idiomen	55

2.4.3 Das Verstehen von Idiomen.....	57
2.5 Metaphern und Vergleiche	61
3 Kognitive Prozesse beim Verstehen von Metaphern	63
3.1 Dual Route Modelle.....	64
3.1.1 Modularität nach Jerry Fodor (1983).....	65
3.1.1.1 Horizontale Fähigkeiten	65
3.1.1.2 Vertikale Fähigkeiten	66
3.1.1.3 Hilfssysteme als Input-/Outputsysteme.....	68
3.1.1.4 Zentrale Systeme	70
3.2 Daniel Kahneman: Thinking, fast and slow.....	72
3.2.1 Kurzbeschreibung der beiden kognitiven Systeme.....	72
3.2.2 Problematik bei System 1	74
3.2.3 Problematik bei System 2	76
3.3 Generizität	78
3.3.1 Generika und Wahrheitsbedingungen.....	78
3.3.2 Generalisierung: Default versus Markierung durch Quantifizierung	79
3.3.3 Mechanismen der Generalisierung	80
3.3.4 Kognitive Verarbeitung von Generalisierungen	82
3.4 System 1/System 2 beim Metaphernverständnis?	84
3.4.1 Warum Relevanz?	84
3.4.2 Die Fähigkeit zur Assoziation.....	84
3.4.3 Priming und Kontext.....	85
3.4.4 Interpretation von Metaphern mit ausreichendem Kontext	87
3.4.5 Interpretation von Metaphern mit wenig Kontext	89
4 Zusammenfassung	91
5 Literatur	93
Abstract	99
Lebenslauf.....	101

Einleitung

Metaphern stellen eine eigene Kategorie im System der Sprache dar. Wir sagen etwas, das wörtlich gar nicht wahr ist und im Normalfall versteht es unser Gegenüber trotzdem. Dieses Phänomen wird zu Recht sehr gerne untersucht, da es zugleich seltsam und faszinierend ist.

Es existiert bereits eine unüberschaubare Menge an Literatur zum Thema „Metaphern“. Viele verschiedene Disziplinen bieten Erklärungen zu diesem Spezialgebiet an. Eine Zusammenfassung daraus zu ziehen, wäre aus meiner Sicht nahezu unmöglich und wahrscheinlich auch nicht sinnvoll.

Vielmehr werde ich versuchen, unter Berücksichtigung anderer Disziplinen dennoch einen Überblick darüber zu geben, wie man das Phänomen der Metaphern aus linguistischer Sicht erklären kann und welche kognitiven Mechanismen beziehungsweise Prozesse beim Metaphernverständnis ablaufen.

Im Zuge dieser Arbeit soll einerseits auf die konkrete Fragestellung eingegangen werden, welche Ansätze aus ausgewählten Disziplinen etwaige Grundlagen für linguistische Theorien zu bieten haben.

Philosophische Zugänge als grundlegende Gedankenkonstrukte sollen zu Beginn der Arbeit das Thema der Metaphern in unser Sprachleben einordnen, in weiterer Folge sollen dann die Sichtweisen aus weiteren Disziplinen, wie der Stilistik, der Psychologie und der Grammatik weiter dargestellt werden, um den Begriff möglichst umfassend begreiflich machen zu können.

Andererseits soll sich diese Arbeit auf ein kognitionspsychologisches Prinzip stützen, das von Sperber und Wilson im Jahr 1986 definiert wurde, das „Relevanzprinzip“. Dieses Prinzip, das auf der Grundlage von Effizienz beruht, kann im Wesentlichen die Überbrückung der Diskrepanz zwischen der „Metapher als wahrheitstheoretischem Problemfall“ und „Metapher als rhetorisches Mittel und sinnvollen integrativen Bestandteil unserer Sprache“ erklären.

Es wird somit der Fokus auf den Bereich der Pragmatik gelegt, konkret wird die relevanztheoretische Sichtweise des Phänomens der Metaphern beleuchtet.

Diese Einordnung erfolgt im Rahmen des Kapitels 2, das sich in weiterer Folge einer fortgeführten Interpretation der Relevanztheorie widmet, nämlich der Bildung

von „Ad-hoc-Konzepten“, denen beim Verstehen figurativer Äußerungen große Bedeutung zukommt. Im Zuge dessen erfolgt auch eine Abgrenzung der Metapher zu zwei anderen figurativen Instrumenten, dem Idiom und dem Vergleich.

In einem weiteren Schritt, im Laufe des dritten Kapitels, soll dann schrittweise versucht werden zu erklären, warum beziehungsweise wie Metaphern – obwohl sie von der wörtlichen Sprache abweichen – zumeist sofort (nicht langsamer als wörtliche Sprache) und mühelos verstanden werden können.

Zunächst soll die Kommunikationstheorie der Ad-hoc-Konzepte zu den psychologischen Erkenntnissen von Daniel Kahneman (Kahneman, 2011) in Beziehung gesetzt werden, der sich im Zuge seiner Arbeit mit den kognitiven Mechanismen der Entscheidungsfindung beschäftigt hat. Er differenziert anhand einer Vielzahl von durchgeführten Experimenten zwischen zwei mentalen Systemen beim Treffen einer Auswahl:

Er bezeichnet sie als „System 1“ und „System 2“, die sich die Urteilsfindung nach einem evolutionsbiologisch sehr sinnvollen Konzept aufteilen:

System 1 agiert unbewusst, schnell und automatisch, dafür aber fehleranfällig, während System 2 wohlüberlegt, bewusst und langsam arbeitet. Sich dieses Konzepts bewusst zu sein, soll auch dazu dienen, für den Mechanismus sensibilisiert zu werden, der für das Tätigen voreiliger Entschlüsse verantwortlich ist. Die Definition dieser beiden Systeme folgt dem Prinzip des „Dual Route Modells“, das mentale Prozesse bei der Verarbeitung sprachlicher Information erklärt und auf das sich Jerry Fodor in *The Modularity of Mind* (Fodor, 1983) bezieht.

Sarah-Jane Leslie bietet in ihrer Arbeit *Generics and the Structure of the Mind* einen Einblick in kognitive Prozesse, die bei der Verarbeitung von Generika ablaufen. Im Unterschied zu Äußerungen mit quantifizierbaren Elementen („Alle/viele/manche Hunde bellen.“) handelt es sich bei generischen Sätzen („Hunde bellen.“) um unmarkierte Äußerungen, welche die kognitive Defaultform ausdrücken. Leslie stellt damit eine Verbindung zu den von Kahneman definierten kognitiven Systemen her.

In weiterer Folge soll in dieser Arbeit schließlich ein Zusammenhang dieser beiden Systeme mit der Verarbeitung von Metaphern gezeigt werden, der wiederum dem erweiterten relevanztheoretischen Ansatz gerecht wird. Damit soll versucht

werden, eine Erklärung dafür zu finden, warum es möglich ist, Metaphern richtig zu interpretieren.

Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung, wie zum Beispiel „Sprecher/In“, verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten für beide Geschlechter.

1 Was ist eine Metapher? Interdisziplinäre Ansätze zur Metapher

„My job is a jail.“ (Chiappe & Chiappe, 2007: 173)

„Zigaretten sind Zeitbomben.“ (Glucksberg & Keysar, 1993 in: Chiappe & Chiappe, 2007: 175)

„Der Himmel weint.“ (Bußmann, 2008: 434)

„Der Vergleich hinkt.“

„Alle liefen kopflos herum.“

„Sie biss sich an dem Problem die Zähne aus.“

Der Begriff „Metapher“ kommt aus dem griechischen („meta-phérein“ anderswohin tragen, „metaphorá“ Übertragung) (Bußmann, 2008: 434). Metaphern erzeugen ein sprachliches Bild.

„[...] Diese sprachlichen Bilder beruhen auf einer Ähnlichkeitsbeziehung zwischen zwei Gegenständen beziehungsweise Begriffen, das heißt auf Grund gleicher oder ähnlicher Bedeutungsmerkmale findet eine Bezeichnungsübertragung statt. [...]“ (Bußmann, 2008: 434).

- Wozu Metaphern?

Es kann aus verschiedenen Gründen zweckmäßig sein, ein sprachliches Bild zu erzeugen: Mangel eines passenden Begriffes, ‚Verschönerung‘ des Ausdrucks, Erzeugung eines bestimmten Gefühls, Beschönigung oder Dramatisierung eines Sachverhaltes, Verdeutlichung eines abstrakten Begriffes oder anderes können Motive für die Verwendung eines Sprachbildes sein. Der Einsatz einer Metapher ermöglicht durch Evokation einer Vorstellung manchmal eine effizientere Vermittlung eines Inhaltes als dies durch wörtliche Darstellung möglich wäre.

„Franz ist ein Pulverfass.“

oder sogar auch

„Franz kann jeden Moment explodieren.“

erklären Franz’ emotionalen Status schneller und treffender als eine Beschreibung

mit wörtlich zu verstehenden Elementen:

„Bereits eine Kleinigkeit kann bei Franz einen Wutanfall hervorrufen.“

Selbst wenn für die wörtliche Darstellung eine kürzere Formulierung gefunden werden kann, wird dennoch bei der figurativen Ausdrucksweise unter Umständen mehr vermittelt: ein Bild, ein Gefühl, die Vorstellung einer ganzen Situation; jedenfalls etwas, das wörtlich oft schwieriger beziehungsweise umständlicher zu beschreiben wäre.

Metaphern sind im Sprachgebrauch so stark verankert, dass wir es zumeist nicht bewusst wahrnehmen, wenn wir Metaphern begegnen. Wir hören

„Anna hat drei große Brüder, sie ist eine kleine Prinzessin“,

wissen jedoch genau um Annas bürgerliche Herkunft, können diese Äußerung aber trotzdem richtig deuten.

Was bewirkt diese sprachliche Tarnung eigentlich beim Rezipienten? Wieso können wir einer Äußerung folgen und akzeptieren sie als wahr, die wörtlich interpretiert, oft gar nicht stimmen kann? Und was muss der Hörer tun, um in einer figurativen Äußerung einen Sinn zu erkennen?

Es existiert bereits eine Vielzahl an Theorien über Metaphern. Um eine Definition des Begriffes zu erhalten, muss der Fragestellung interdisziplinär nachgegangen werden. Wie ist der Zugang zu Metaphern aus philosophischer Sicht? Wie sind sie aus psychologischer Sicht erklärbar und was sind die grammatiktheoretischen Ansätze von Metapherntheorien?

In dieser Arbeit soll also auch die Frage untersucht werden, in wie weit nicht-linguistische Ansätze Einfluss auf linguistische Metapherntheorien haben oder umgekehrt, ob linguistische Zugänge geeignet sind, Theorien aus anderen Disziplinen zu befruchten oder zu beeinflussen. Es soll auch ein Überblick über Metaphern in der gegenwärtigen Linguistik gegeben werden, wobei die Diskussion in erster Linie in die Richtung der Pragmatik weisen soll.

Dieses Kapitel soll somit einen Überblick über interdisziplinäre Zugänge zu diesem Thema geben.

1.1 Philosophische Theorien

1.1.1 Rhetorik versus Bedeutungstheorie

Schon Aristoteles beschäftigte sich mit Metaphern, die einen bedeutenden Platz in der Rhetorik einnahmen. Den Begriff „Rhetorik“ (= „Redekunst“, griechisch) erklärt Bußmann (Bußmann, 2005) wie folgt:

„In der Antike war die Rhetorik ein politisch und ethisch fundiertes Lehrsystem wirksamer öffentlicher Rede [...]. Während die antike Rhetorik schon wichtige Konzepte der heutigen Textwissenschaft vorwegnahm und als erster Entwurf einer sprachlichen Handlungs- und Stiltheorie gelten kann, verengte sich die mittelalterliche und neuzeitliche Schulrhetorik auf einen Teilbereich der „elocutio“, die „ornatus“-Lehre von den Rhetorischen Figuren und Tropen (sogenannte „klassische Rhetorik“ = „Redeschmuck“); aus ihr entwickelte sich die [...] „Stilistik“. [...] Indem sie „Rhetorizität“ als eine funktional zu bestimmende, lehrbare Sprachqualität auffasst, trifft sich die Rhetorik als textwissenschaftliche Disziplin mit ihrer ehemaligen „Tochterdisziplin“, der [...] Stilistik.“ (Bußmann, 2005: 589).

Stilistische Ansätze zum Thema der Metaphern werden im nächstfolgenden Abschnitt (Abschnitt 1.2) behandelt.

Schon seit Aristoteles nahmen sich viele bedeutende Sprachphilosophen dieses Themas an, da Metaphern im Spannungsfeld zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung liegen, also ambig sind.

Damit sind Metaphern für Philosophen in zweierlei Hinsicht interessant: Für jene, die sich mit sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten im Rahmen der Poetik und Rhetorik befassen und für jene, die sich mit Bedeutungstheorien und Wahrheitsbedingungen auseinandersetzen.

Während Cicero, Quintilian und andere Rhetoriker diese Abweichung von der wörtlichen Sprache und den Effekt der Anreicherung und Verschönerung der metaphorischen Sprache regelrecht zelebrierten, sahen beispielsweise John Locke und Thomas Hobbes Metaphern in philosophischer Hinsicht als Problemfall an (Arseneault, 2006). Im Rahmen der meisten Bedeutungstheorien wird davon ausgegangen, dass die Bedeutung eines Ausdrucks in seiner Referenz besteht,

also durch den Gebrauch des Zeichens gebildet wird. Die Bedeutung einer Metapher weist aber keine direkte Referenz zum gebrauchten Zeichen auf. Wahrheit könne – Locke und Hobbes zufolge – nur durch eindeutige Formulierungen ausgedrückt werden, Abweichungen von wörtlich Gemeintem seien daher zweifelhaft. Rousseau und Nietzsche wiederum verteidigten Metaphern als etwas Kreatives und sahen jegliche Form von Sprache in gewissem Maß als metaphorisch an (Johnson, 1981 und Kittay, 1987).

Somit ergibt sich in philosophischer Hinsicht ein gespaltenes Bild von Metaphern: Zum einen wird der positive Effekt der Sprachbereicherung im Sinne der Anreicherung des Ausdrucks in der Rhetorik geschätzt, während auf der anderen Seite aus bedeutungstheoretischer Sicht die Probleme mit dem Wahrheitsaspekt als störend empfunden werden. So oder so werden Metaphern aber als ein wichtiges Konzept von Sprache und Denken angesehen.

1.1.2 Begriffsdefinitionen aus dem Bereich der Philosophie

Es gibt viele Erklärungen zum Begriff „Metaphern“. Es wurde aus den philosophischen Zugängen eine Auswahl getroffen, um in einem immer enger werdenden Kreis Definitionen und Ansätze zu erhalten, die mit der Linguistik in Verbindung gebracht werden können.

- Im weiteren Sinn

Im weitesten Sinn werden Metaphern als Globalbegriff für figurative Sprache als Gegenstück zur wörtlichen Äußerung verstanden (Arseneault, 2006).

- Im engeren Sinn

Metapher wird in einem engeren Sinn abgegrenzt von anderen rhetorischen Figuren, wie beispielsweise Ironie, Metonymie, Synekdoche (Arseneault, 2006).

Unter dem Begriff „Ironie“ versteht man den

„[...] Ersatz des Gemeinten durch eine Äußerung mit gegenteiligem Sinn.“
(Bußmann, 2005: 308).

„Metonymie“ ist der

„[...] Ersatz einer Benennung durch eine verwandte Bezeichnung, die mit dem Gemeinten im Unterschied zur Metapher durch einen sachlichen [...] Zusammenhang beziehungsweise durch semantische Kontiguität verknüpft

ist. [...]“ (Bußmann, 2005: 437).

Beispiele hierzu wären:

„Ein Glas trinken“ oder „Goethe lesen“ (beide: Bußmann, 2005: 437).

Eine „Synekdoche“ ist ein

„[...] Sonderfall der Metonymie: Austausch eines Ausdrucks innerhalb seines Bedeutungsfelds mit einem engeren oder weiteren Begriff, speziell Bezeichnung des Ganzen durch einen Teil ([...] pars pro toto) oder eines Teils durch das Ganze ([...] totum pro parte): „Blatt“ = „Zeitung“, „ein kluger Kopf“, [...]“ (Bußmann, 2005: 707).

Hier ist anzumerken, dass der Übergang zwischen Metonymie und Synekdoche unter Umständen fließend sein kann und eine Abgrenzung oft nicht eindeutig zu treffen ist. Auf diese drei genannten rhetorischen Figuren soll im Zuge dieser Arbeit aber nicht explizit eingegangen werden.

- Definition nach Aristoteles

Aristoteles definierte Metaphern als Transfer eines Namens von einer Gattung („Genus“) zur Art („Spezies“) oder umgekehrt oder von einer Art auf eine andere oder durch Analogie. Er sah Metaphern als eine Art Vergleich an (Arseneault, 2006).

Es ist zu bemerken, dass das Wesen der Übertragung des Namens von einer Gattung beziehungsweise einer Art auf eine (andere) Art eine Parallele zur erst wesentlich später erfolgten Differenzierung zwischen „Topik“ und „Vehikel“ (Glucksberg et al., 1997) darstellt.

Als Topik wird der Begriff bezeichnet, auf den die Eigenschaften des Vehikels übertragen werden; es ist also jener Begriff, der genauer – nämlich mit Hilfe des Vehikels – spezifiziert wird:

„Laura ist eine Hexe.“

nach dem Muster:

„Ein Topik ist ein Vehikel.“

Es wird in beiden Fällen davon ausgegangen, dass eine Kategorie gewisse Attribute an die andere Kategorie „verleiht“. Im Unterschied zu Glucksberg

betrachtet Aristoteles diesen Vorgang aber als Vergleich. Bei einem Vergleich wird allerdings behauptet, dass etwas einer anderen Sache gleicht und nicht, dass es diese tatsächlich ist.

„Laura ist wie eine Hexe.“ als Vergleich, versus

„Laura ist eine Hexe.“ als Metapher

Der Vergleich wird – im Kontrast zur Metapher – als schwächer empfunden. Eine nähere Ausführung, inwieweit die Metapher vom Vergleich abzugrenzen ist, findet sich im Rahmen des Abschnitts 2.5.

1.1.3 Semantik oder Pragmatik?

Es herrscht nahezu Einvernehmen darüber, dass die meisten Metaphern semantisch oder pragmatisch von der wörtlichen Sprache abweichen, also eigentlich entweder wörtlich falsch oder konzeptuell inkongruent sind.

„Maria ist das schwarze Schaf der Familie.“

stimmt wörtlich genommen – sofern es sich um eine Person handelt – nicht.

Die Philosophie (wie auch die linguistische Semantik) beschäftigt sich unter anderem damit, in wie weit Metaphern nach ihrem semantischen Gehalt zu verstehen sind (ob zum Beispiel ein „schwarzes Schaf“ lexikalisch so definiert sein kann, dass eine sinnvolle Bedeutung der Äußerung erschlossen werden kann) oder ob pragmatische Merkmale der Ausdrucksverwendung und der Kontext die Bedeutung bestimmen.

Jene Ansätze, die sich mit der semantischen Abweichung beschäftigen, sehen bei Metaphern Auswahlbeschränkungen verletzt beziehungsweise beschreiben Metaphern als Überschreitung von Bedeutungsgrenzen zwischen zwei möglichen Welten. Bei Kategorieüberschreitungen, wie zum Beispiel bei der Übertragung von Eigenschaften belebter auf unbelebte Objekte, wird der Hörer schließlich zu metaphorischer Interpretation veranlasst („Das Projekt ist gestorben.“).

1.1.3.1 Semantische Ansätze

- Samuel R. Levin (1977)

Beispielsweise Samuel R. Levin verfolgt einen semantischen Zugang und bezeichnet metaphorische Sätze als „anormale Sätze“,

„[...] die Wahrheitsbedingungen ausdrücken, die kontingenterweise nicht erfüllt werden können. [...]“ (Levin, 1977 in: Rolf, 2005).

Er beschreibt, dass es sich bei Metaphern um eine Übertragung semantischer Merkmale von einem Begriff auf den anderen handelt. Anhand des Beispielsatzes

„Der Stein stirbt.“

legt Levin dar, wie metaphorische Sätze anhand von merkmals-semanticen Überlegungen interpretierbar sind, indem er sechs verschiedene Lesarten bespricht (Levin, 1977 in: Rolf, 2005). Bei der Metapher „Der Stein stirbt.“ handelt es sich insofern um eine Kategorieüberschreitung, als sich „sterben“ lediglich auf „lebende Objekte“ beziehen kann, was bei einem Stein nicht zutrifft. Die sechs Lesarten sind (Levin, 1977 in: Rolf, 2005):

- a. Die disjunktionale (= „Oder-Verknüpfung“) Lesart des Merkmalstransfers des Verbs auf das Nomen $N \leftarrow V$:
Bedeutung: „Das natürliche physische Objekt stirbt.“
Das Merkmal von „sterben“ wird auf das unbelebte Objekt übertragen. Dies kann nur dadurch geschehen, dass das unbelebte Objekt „sterblich“ werden kann, es wird also auf ein „natürliches physisches Objekt“ reduziert, da das kleinste gemeinsame Merkmal von „Mensch“ und „Mineral“ „natürlich“ ist.
- b. Die konjunktionale (= „Und-Verknüpfung“) Lesart des Merkmalstransfers des Verbs auf das Nomen $N \leftarrow V$:
Bedeutung: „Der Stein (als wäre er ein Mensch) stirbt.“
Das Verb „sterben“ muss beide Kategorien einschließen, damit werden dem Stein menschliche Eigenschaften zugesprochen. Hier handelt es sich um eine Personifizierung.
- c. Die disjunktionale Lesart des Merkmalstransfers des Nomens auf das Verb $N \rightarrow V$:
Bedeutung: „Der Stein hört auf zu existieren.“
„Sterben“ kann in seiner Ursprungsbedeutung nicht erhalten bleiben, er muss an das Objekt „angepasst“ werden. Die Bedeutung des Wortes „sterben“ wird auf „existieren“ erweitert und gilt somit auch für unbelebte Objekte.
- d. Die konjunktionale Lesart des Merkmalstransfers des Nomens auf das Verb

N → V:

Bedeutung: „Der Stein stirbt.“

Die Bedeutung von „sterben“ muss auch hier erweitert werden: das in „sterben“ implizite „Leben“ beinhaltet auch eine für Minerale geltende vergleichbare „Aktivität“.

- e. Die Lesart des Merkmalstransfers des Verbs auf das Nomen durch Verdrängung N ← V:

Bedeutung: „Die fühllose, dumme Person stirbt.“

Die Bedeutung „Mineral“ kann nicht aufrecht erhalten bleiben. Das Merkmal „Mensch“ verdrängt das Merkmal „Mineral“; die Lesart, die „Mensch“ und „zusammengeballt“ umfasst, ist so etwas wie „unflexibel“.

- f. Die Lesart des Merkmalstransfers des Nomens auf das Verb durch Verdrängung N → V:

Bedeutung: „Der Stein zerfällt.“

Der Begriff „sterben“ muss auch hier erweitert werden. Das Merkmal „Mineral“ verdrängt das Merkmal „Mensch“ aus dem Begriff „sterben“, die Lesart, die „Mineral“ und „aufhören zu leben“ umfasst, ist so etwas wie „aufhören zu sein, wie es gewesen ist“, nämlich eine Einheit.

Aus diesem Modell ist ersichtlich, dass eine genaue merkmal-semantische Analyse der einzelnen Konstituenten vorgenommen wird, um eine Bedeutung zu erschließen.

- Eva F. Kittay (1987): Semantische Felder

Eine andere semantische Theorie oder Interaktionstheorie ist beispielsweise die „Theorie der semantischen Felder“ von Eva F. Kittay (Kittay, 1987). Diese beschreibt, dass bei Metaphern zwei Konzepte beziehungsweise Systeme gleichzeitig interaktiv sind. In

„My love is a rose.“

werden Eigenschaften der „Rose“ (diese ist das Vehikel), wie zum Beispiel der Duft auf „my love“, also das Topik, übertragen.

Hier übernimmt die Bedeutung eines Begriffes (des Vehikels) die Funktion der Herstellung einer Beziehung zum anderen Begriff (des Topiks) innerhalb des semantischen Feldes.

Ein weiteres Beispiel wäre:

„Ein Lehrer ist eine Hebamme.“ (Sokrates).

Hier wird die Eigenschaft der Hebamme (Vehikel), jemandem „ins Leben zu verhelfen“, auf den Lehrer (Topik) übertragen, der durch seinen Unterricht die Fähigkeit – auf geistiger beziehungsweise auch auf körperlicher Ebene – das Leben zu meistern, ermöglichen soll.

- Sam Glucksberg und Kollegen (1997)

Das „Class inclusion“-Modell von Glucksberg und Kollegen (Glucksberg et al., 1997) sieht vor, dass Topik und Vehikel gemeinsame Eigenschaften besitzen, also derselben übergeordneten Kategorie angehören.

Es wird zunächst davon ausgegangen, dass das Topik Teil einer darüber liegenden Kategorie mit bestimmten Eigenschaften ist.

„Das Zimmer ist ein Schweinestall.“

Hier gehört „das Zimmer“ einer Kategorie an, die die Attribute „unaufgeräumt“, „schmutzig“, „schlechte Luft“ und ähnliches vereint. Als prototypischer Vertreter dieser Kategorie wurde „Schweinestall“ herangezogen. Dieser Begriff dient nun als Vehikel dazu, um diese Eigenschaften auf das Topik abzubilden. Das „Class inclusion“-Modell wird im Rahmen des Abschnitts 1.3.5 als Beispiel für eine Kategorisierungstheorie nochmals behandelt werden.

1.1.3.2 Pragmatische Ansätze

Bei den semantisch orientierten Theorien steht also die exakt definierte, lexikalische Bedeutung der Begriffe im Vordergrund, während pragmatische Zugänge darauf beruhen, dass der selbe Ausdruck

„Ein Sturm zieht auf.“

sowohl wörtlich (im Sinne von „das Wetter schlägt um“) als auch metaphorisch (im Sinne von „es bahnt sich ein Streit an“) in einem anderen Kontext verstanden werden kann.

- Paul Grice

Grice entwickelte im Rahmen seiner Arbeiten im Zusammenhang mit der Sprachphilosophie die Ansätze der konversationellen Implikaturen und des Kooperationsprinzips. Der Begriff „Implikatur“ bedeutet, dass ein Sprecher mit

seiner Äußerung mehr kommuniziert, als er eigentlich sagt (Grice, 1975).

In weiterer Folge formulierte Grice das Kooperationsprinzip, das die Interaktion zwischen Sprechern beschreibt. Innerhalb dessen definiert Grice vier Konversationsmaxime (Grice, 1975), die im Kapitel 2 näher beschrieben werden.

Zum Thema der Metaphern will der Ansatz der konversationellen Implikaturen von Grice (Grice, 1975) erklären, dass diese den Konversationsmaximen, die die Kooperation zwischen Sprechern beschreiben, hinsichtlich der Wahrheit zuwiderlaufen, während sie laut Sperber und Wilson (Sperber & Wilson, 1986) lediglich bezüglich der Relevanz nicht entsprechen. Eine detailliertere Erklärung zur Griceschen Theorie und den Ansätzen von Sperber & Wilson findet sich im Rahmen des Kapitels 2.

- Josef Stern

Josef Stern (Stern, 2000) betrachtet – im Unterschied zu Levin (Levin, 1977) – Metaphern nicht als grammatikalisch abweichend. Er sieht durch die Überschreitung von semantischen Kategorien nicht grammatikalische Regeln verletzt, da diese sowohl wörtliche als auch metaphorische Interpretationen zulassen.

Ebenso wenig teilt Stern Grices Ansicht, dass zuerst eine wörtliche Interpretation vorgenommen werden muss, um bei Abweichung beziehungsweise bei Verletzung einer Konversationsmaxime auf eine metaphorische Bedeutung zu schließen:

Laut Stern erfolgt das Verständnis von Metaphern parallel zum Verständnis von wörtlicher Sprache und nicht seriell, was auch durch mehrere Untersuchungen bestätigt wird (unter anderem: Gernsbacher et al., 2001; Glucksberg und Keysar, 1993; Récanati, 1995). Siehe dazu auch Abschnitt 1.3.2.

Unter der Voraussetzung, dass der Kontext lang ist, das heißt zum Beispiel aus mehreren Sätzen besteht, werden Metaphern gleich schnell wie wörtliche Ausdrücke verstanden (Ortony et al., 1978: 470; 1980: 80).

Wenn der Kontext klein gehalten ist, findet ein „bottom up“-Verstehensprozess statt, der von den Elementen des Satzes ausgeht. Dadurch kommt es zum sogenannten „Stufenmodell“ des Verstehens figurativer Sprache, nämlich dass erst nach Analyse der wörtlicher Bedeutung, die zu keiner sinnvollen Interpretation führt, eine figurative Bedeutung angenommen wird.

Bei längerem Kontext wird durch Bildung einer Kontexterwartung über einen „top down“-Prozess die figurative Bedeutung – eben gleich schnell wie es auch bei wörtlicher Bedeutung geschieht – erschlossen (Ortony et al., 1978: 470; 1980: 80).

- Guttenplan (2005)

Samuel Guttenplan (Guttenplan, 2005) unterscheidet in *Objects of Metaphor* strikt zwischen Bedeutung und Verwendung von Wörtern. Metaphern ordnet er dem Bereich der Sprachverwendung zu, er selbst verfolgt also einen pragmatischen Ansatz. Was Wörter bedeuten und wie sie verwendet werden, sei zu trennen und deshalb könnten Metaphern auch nicht über den semantischen Gehalt interpretiert werden, sondern nur im spezifischen Kontext. Somit können Metapherntheorien nur über Effekte von Metaphern Auskunft geben, nicht aber einen speziellen Inhalt entschlüsseln (Guttenplan, 2005).

Guttenplan gibt weiters zu verstehen, dass eine Trennung zwischen Semantik und Pragmatik aus seiner Sicht nicht eindeutig vorzunehmen sei, weshalb ihm eine Einteilung von Metapherntheorien nach diesen Kriterien auch problematisch erscheint.

Guttenplan nimmt in seinem Buch „Objects of Metaphor“ (Guttenplan, 2005) eine Differenzierung beziehungsweise Klassifizierung von Metapherntheorien danach vor, ob der Inhalt einer metaphorische Äußerung zum Verständnis ausreicht oder nicht.

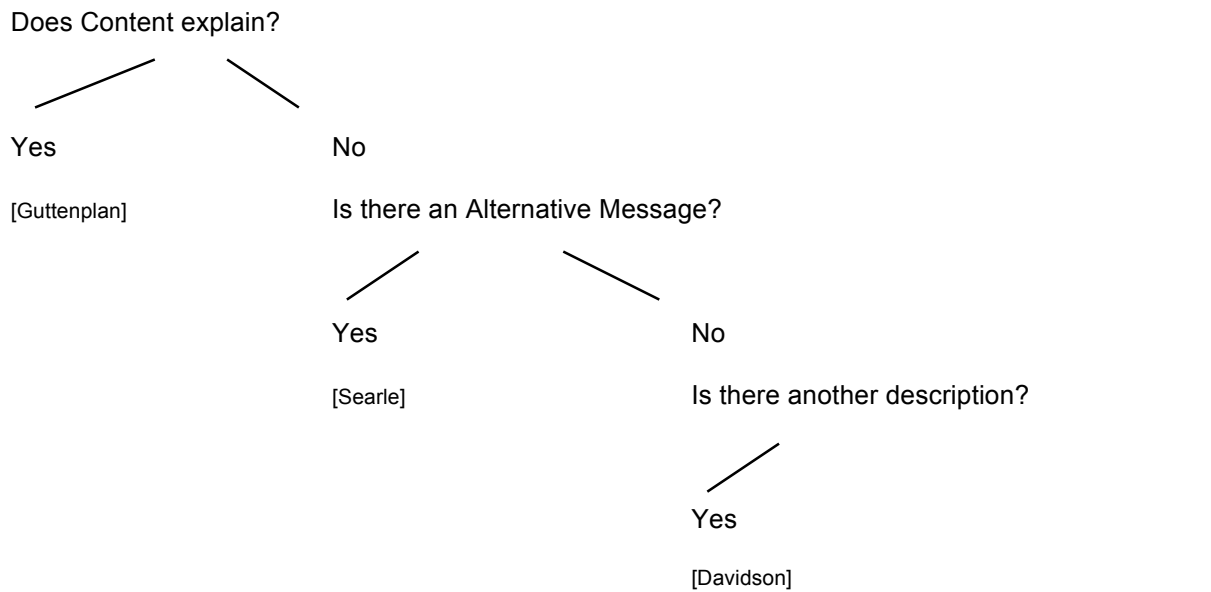


Abbildung 1 (adaptiert nach Guttenplan, 2005: 10)

Nach der Auffassung von Guttenplan reicht der Inhalt aus, um die Metapher zu interpretieren („Content sufficiency“), das heißt die sprachliche Handlung als verständlich darzustellen. Zwei Ansätze, bei denen der Inhalt nicht ausreicht („Content insufficiency“), sind laut Guttenplan (Guttenplan, 2005) jene von Donald Davidson (Davidson, 1984) und von John Searle (Searle, 1979/1993). Eine nähere Erklärung hiezu erfolgt im Laufe dieses Abschnittes.

Eine weitere Frage, die sich daran anschließt, lautet, ob die metaphorische Äußerung eine alternative Information beinhaltet („Alternative Message“). In der Theorie von John Searle ist eine solche erkennbar, während dies bei Donald Davidson nicht der Fall ist.

Erst auf die Frage nach einer weiteren Darstellung der metaphorischen Äußerung („Another description“) kann der Ansatz von Davidson eine positive Antwort liefern.

Anhand des Beispielsatzes von Romeo:

„Juliet is the sun.“ (Guttenplan, 2005)

stellt Samuel Guttenplan dar, dass eine Metapherntheorie, die strenge wahrheitsbasierte Kriterien beinhaltet, zu keiner Interpretation gelangen kann, wonach also der Inhalt des Satzes nicht für das Verständnis ausreicht.

„Juliet“ ist wörtlich betrachtet ein Mensch und keine Sonne. Sollte durch die

Anwendung der jeweiligen Theorie ein zusätzlicher „non-technical content“ erkennbar sein, indem erklärbar ist, was Romeo mit seinem linguistischen Akt macht, spricht Guttenplan von „Alternative Message“ beziehungsweise im negativen Fall von „No Message“ (Guttenplan, 2005).

Das bedeutet, dass Guttenplan abgestuft hat, ab welchem Stadium der Überlegungen eine Metaphertheorie zu einer Erklärung gelangt (siehe hierzu Abbildung 1). Nach seiner eigenen Theorie kommt der Hörer gleich über den Inhalt der Äußerung zu einer Interpretation.

Dem Ansatz von John Searle (Searle, 1979/1993) entsprechend muss der Hörer über mehr Wissen als jenes über die Sprache verfügen, um Romeos Äußerung zu folgen: ihm müssen weitere Prinzipien und Fakten zugänglich sein, um die implizite Bedeutung einer Äußerung zu erkennen, nämlich um herauszufinden, dass der Sprecher meint: „S ist R.“, wenn er sagt: „S ist P.“

Nach Searle gibt es also eine „Alternative Message“. Searle nimmt an, dass der Verstehensprozess stufenweise erfolgt: sobald der Hörer erkennt, dass eine Kommunikationsmaxime (siehe hierzu Abschnitt 2.1.1) verletzt wird, versucht er weitere Aspekte zum Verstehen der Äußerung in Betracht zu ziehen, um zu einer sinnvollen Interpretation zu gelangen.

Nach Donald Davidson (Davidson, 1984) ist der Inhalt, den Romeo kommuniziert, schlichtweg falsch. Romeo hält uns nach Davidsons Auffassung ein Bild vor Augen, das eine Vorstellung evozieren soll. Er kommuniziert somit den Inhalt nicht auf die übliche kommunikative Weise. Er erkennt auch keinen alternativen Inhalt. Seine Theorie kann erst durch die Erklärung, was Romeo mit seiner Äußerung bewirkt, ableiten, was diese bedeutet.

Nach Auffassung von Befürwortern der „Content Sufficiency“-Theorie (zum Beispiel Guttenplan oder Black, 1954-5) kommt man über die wörtliche Bedeutung auch nicht zum Verständnis der Äußerung, sondern erst nach weiterer Beschäftigung mit den beiden Konstituenten Subjekt („Juliet“) und Prädikat („is the sun“) zu dem Schluss, dass die Eigenschaften vom Prädikat durch das Subjekt gefiltert werden und so zu einer neuen Bedeutung führen (Black, 1954-5). „Juliet“, das Subjekt also, ist ein menschliches Wesen und Geliebte von Romeo, und filtert somit – interaktiv mit dem Prädikat – Eigenschaften von „is the sun“ (Black, 1954-5). Hier ist anzumerken, dass die Bezeichnungen „Subjekt“ und „Prädikat“ den

Begriffen „Topik“ und „Vehikel“ gleichzusetzen sind.

Guttenplan verweist auf den Unterschied zwischen „Inhalt“ als „Content Sufficiency“, nämlich dass der Inhalt der Äußerung zur Interpretation genügt, und „Inhalt“ im Sinne der wörtlichen Bedeutung, also einem Wahrheitswert.

Das bedeutet, selbst wenn eine Äußerung keine sinnvolle wörtliche Bedeutung entsprechend der Wahrheitsbedingungen hat, kann trotzdem der Inhalt der Äußerung genügen, um die Bedeutung zu erklären, da laut Eva F. Kittay (Kittay, 1987: 121), die einen semantischen Ansatz verfolgt, ein neuer Sinn generiert wird.

Für Guttenplan (Guttenplan, 2005: 14) muss eine adäquate Bedeutungstheorie eine gewisse Komplexität der Ausdrucksbedeutung berücksichtigen, da die Bedeutung von Wörtern, sowohl in der Grundbedeutung als auch in bestimmten Kontexten, wesentlich komplizierter ist, als es normalerweise in philosophischen Theorien über wörtliche Bedeutung dargestellt wird. Dies entsteht aus meiner Sicht dadurch, dass selbst semantisch eindeutig scheinende Begriffe mehrere Interpretationen zulassen. Diesen Umstand müssen Bedeutungstheorien berücksichtigen.

Romeos Äußerung als metaphorisch zu identifizieren beinhaltet für Guttenplan keinerlei Aussagekraft über irgendeine Bedeutung des Phänomens der Metapher selbst. Selbst das Erkennen einer Äußerung als Metapher bedeutet noch nicht, dass man einen korrekten Zugang zu Metaphern gefunden hat, beziehungsweise ableiten kann, wie sie funktionieren (Guttenplan, 2005).

Denn der Prozess des Verstehens einer Metapher unterscheidet sich nicht von jenem des Verstehens von nicht-metaphorischen Äußerungen. Guttenplan nimmt daher – so wie auch Josef Stern – an, dass das Verstehen beider Varianten, sowohl von figurativen als auch von wörtlichen Äußerungen, denselben Verstehensprozessen unterliegt, dass die Interpretation also nach denselben Prinzipien erfolgt. Er geht von einem darüberliegenden Interpretationsmechanismus aus, der metaphorische wie auch nicht-metaphorische Äußerungen einschließt.

Eine weitere Frage, die Samuel Guttenplan stellt, und die er als zentral im Zusammenhang mit einem philosophischen Zugang zu Metaphern erachtet, beschäftigt sich damit, was an Romeos Äußerung „Juliet is the sun“ nun metaphorisch ist – die einzelnen Wörter, der ganze Satz, der Kontext?

(Guttenplan, 2005: 11f) Nach Guttenplan können wir die Äußerung „Juliet is the sun.“ schließlich aufgrund der Gemeinsamkeiten, die wir zwischen Julia und der Sonne erkennen, richtig deuten (Guttenplan, 2005: 37).

Guttenplan führt in seiner Arbeit drei Fakten über Metaphern aus: Wahrheit, Paraphrase und Transparenz:

- Zur Wahrheit merkt Guttenplan (Guttenplan, 2005: 15) an, dass eine metaphorische Äußerung grundsätzlich assertorisch, also behauptend ist. Sie kann auf ihre Wahrheit hin überprüft werden - man kann ihr also zustimmen oder eben nicht.
- Das zweite Faktum, das Guttenplan über Metaphern anführt, ist die Unzweckmäßigkeit der Paraphrase, also die Unangemessenheit des Versuchs, eine Metapher zu paraphrasieren (Guttenplan, 2005: 16).

Er geht zwar nicht mit Davidsons Ansicht (Davidson, 1984: 262) konform, wonach eine Metapher nichts als seine wörtliche Bedeutung aussagt, stimmt aber zu, dass es unangemessen ist, eine Metapher zu paraphrasieren.

Die beste Erklärung dafür scheint die Kluft zwischen Bildern und Propositionen zu sein, nämlich dass Bilder niemals wörtlich hinreichend dargestellt werden können (Davidson, 1984: 263). Guttenplan kritisiert allerdings an dieser Erklärung Davidsons, dass dieser mit dem Vergleich zwischen Bildern und Propositionen eigentlich nur ausdrückt, dass eine Paraphrase schwierig, aber nicht unmöglich sei.

Guttenplan unterscheidet demnach, eine Äußerung zu paraphrasieren davon zu sagen, was eine Äußerung bedeutet oder aussagt (Guttenplan, 2005: 17). Wenn man ein Foto ansieht und gefragt wird, was dieses Foto aussagt, es also beschreiben soll, ist dies schwierig zu beantworten, da die Antwort endlos lang ausfallen könnte. Wenn die Aufgabe lautet, das Foto zu paraphrasieren, so ist dies dementsprechend unmöglich.

Unser Verständnis von Paraphrase lautet nicht, etwas auf eine andere Art zu sagen, sondern etwas in anderen Worten zu sagen – und ein Foto verfügt nicht über Wörter und kann demnach auch nicht paraphrasiert werden. Auch beispielsweise Übersetzungen erfolgen durch einen Code

und sind von Paraphrasen abzugrenzen.

Searle (Searle, 1979/1993) bezeichnet „zu sagen, was eine Metapher heißt“, sie also in anderen Worten auszudrücken, als Paraphrase. In seinem Ansatz wird diese Überlegung Guttenplans, nämlich dass es unangemessen ist, eine Metapher zu paraphrasieren, nicht in Betracht gezogen (Guttenplan, 2005: 20).

- Als dritte Wahrheit über Metaphern nennt Guttenplan (Guttenplan, 2005: 21) die Transparenz: Wir haben ein Gefühl dafür, eine Metapher verstanden zu haben. Wir scheinen Äußerungen immer nahezu automatisch zu verstehen. Guttenplan vergleicht dies mit einem Phänomen aus dem Bereich der Objekterkennung, nämlich das Licht in einem Raum aufzudrehen und unwillkürlich zum Beispiel den Tisch zu sehen (Guttenplan, 2005: 22).

Für Guttenplan erstreckt sich diese Fähigkeit auf das Erkennen wörtlicher Äußerungen aus einer vertrauten Sprache und ebenso auf das Verstehen von metaphorischen Äußerungen, die mehr oder weniger intuitiv erfasst werden.

Kontrastive Beispiele sind Wörter oder Phrasen aus Fremdsprachen, die man nicht versteht. Hier wird der Hörer (zum Beispiel im Wörterbuch) nach der Bedeutung suchen müssen, um die Äußerung zu verstehen.

In diesem Abschnitt wurden Ansätze zum Phänomen der Metaphern und diverse Überlegungen aus philosophischer Sicht dargestellt. Es wurden einige Definitionen aus dem Bereich der Philosophie vorgestellt, und innerhalb der philosophischen Ansätze erfolgte eine Trennung in semantische und pragmatische Theorien. Weiters wurde die Problematik des Wahrheitsaspektes im Rahmen der Bedeutungstheorien vorgestellt. Die Einteilung der Theorien wurde durch die Ansätze von Samuel Guttenplan ergänzt.

Wie in diesem Abschnitt im Zuge der Definition von „Rhetorik“ erwähnt wurde, werden im Folgenden nun einige Erklärungen für Metaphern aus dem Bereich der Stilistik vorgestellt.

1.2 Stilistische Zugänge

Wie bereits im Abschnitt 1.1.1 über Rhetorik angekündigt, erfolgt in diesem Abschnitt eine Darstellung stilistischer Zugänge zum Gebiet der Metaphern.

Metaphern gelten als Teil der rhetorischen Figuren aus der Gruppe der Tropen, neben Metonymie, Synekdoche, oder anderen Figuren mit semantisch abweichender Bedeutung (Leech & Short, 1981: 79). Diese Abweichung von der wörtlich gemeinten Sprache stand immer im Mittelpunkt der Charakterisierung von Metaphern und bedingte eine spezielle Behandlung hinsichtlich ihrer linguistischen Funktionen.

1.2.1 Gut oder schlecht?

Metaphern, die im Werk „Style in fiction“ (Leech & Short, 1981) noch als „abweichend“, „irreführend“ und sogar „gefährlich“ angesehen worden waren, wurden in der Zwischenzeit zu einer der Grundlagen von Sprache und ihrer Verwendung, zu einer bestimmenden Komponente für die Bedeutung und zu einem wesentlichen Bestandteil der Alltagssprache erhoben (Leech & Short, 1981). Es ist aus linguistischer Sicht auch nicht sinnvoll, ein Phänomen, das im Sprachgebrauch verankert ist und somit einen Gegenstand der Linguistik bildet, zu bewerten und als „zweifelhaft“ einzustufen.

Mittlerweile hat sich die deklassierende Sichtweise über Metaphern als irreführendes Instrument aber geändert. Nunmehr wird zwischen „Metaphern als Stilmittel“ und „Metaphern in der Alltagssprache“ unterschieden (Steen & Gibbs, 2004).

Der Gedanke, der sowohl den traditionellen als auch den aktuellen Metaphernstudien aus dem Bereich der Stilistik zugrundeliegt, ist der Brückenschlag zwischen unterschiedlichen Domänen – und zwar unabhängig vom verwendeten Genre.

1.2.2 Metaphern als Stilmittel

Mit Metaphern werden soziale, emotionale oder ästhetische Effekte erzielt. Beispielsweise können Menschen mit Löwen oder aber auch mit Mäusen assoziiert und ihr sozialer Status damit entsprechend empor gehoben

beziehungsweise reduziert werden (Steen, 2006).

„Der Chef ist ein zahnloser Tiger.“

Je nach rhetorischer Absicht des Sprechers dienen Metaphern dem Ausdruck von Humor, Ironie oder anderen Intentionen.

Die Mechanismen dieser Effekte wurden beispielsweise von Psycholinguisten, wie R.W. Gibbs (Gibbs, 1994), untersucht. In seinem Werk *The poetics of mind: Figurative thought, language, and understanding* (Gibbs, 1994) betont Gibbs, dass die Fähigkeit zu poetischer Sprache keineswegs andere Mechanismen erfordert als wörtliche Sprache, sondern eine Repräsentation dessen ist, wie sich der Mensch in der Welt, in der er lebt, wahrnimmt. Er zeigt, wie die figurativen Aspekte der Sprache die poetische Struktur des Geistes erkennen lassen (Gibbs, 1994).

Von Bildern wie „Liebe als Naturgewalt“ (Lakoff & Johnson, 1980) oder ähnlichem wird beispielsweise in Psychotherapien Gebrauch gemacht (Gibbs, 1994), um Gedankenmodelle besser in eine sprachliche Form verwandeln zu können.

1.2.3 Metaphern in der Alltagssprache

Nach Lakoff und Johnson existieren viele weitere spezifische Sprachbilder in unseren Gedanken, wie zum Beispiel „Zeit ist Geld“ (Lakoff & Johnson, 1980, 1999). Diese Bilder scheinen in unserer Vorstellung bereits fest verankert zu sein, sodass eine Metapher, die an diese Repräsentation anknüpft, mühelos interpretiert werden kann. „Ein Erdbeben an Gefühlen“ wäre ein Beispiel für eine Metapher, die dem Bild „Liebe als Naturgewalt“ unterliegt.

Auf die Ansätze von Lakoff & Johnson wird noch im Zuge des Abschnitts 1.3.5 („Gedankenmodell nach Lakoff & Johnson“) näher eingegangen werden.

Im Hinblick auf die genannten Aspekte der mentalen Repräsentation sind Metaphern nicht nur als rhetorische Figuren im Sinne einer linguistischen, formalen Definition, sondern auch als Gedankenfiguren im Sinne einer allgemeinen kognitiven Interpretation anzusehen. Stilistische Zugänge sollen sich hier aber auf die funktionale Analyse von Metaphern beschränken, während die Untersuchung der kognitiven Effekte eher der Verhaltensforschung vorbehalten ist.

Metaphern in ihrer Eigenschaft als Stilmittel sind von ihren allgemeinen

linguistischen Mechanismen abzugrenzen, die im Zuge der übrigen Abschnitte dieser Arbeit dargestellt werden. Metaphern als stilistisches Instrument sind in erster Linie als Sprachvarietät unter Sprachverwendern anzusehen:

- von einzelnen Sprechern als bevorzugtes Sprachbild im Rahmen von Registern und Genres, aber auch als individuelle, situationsbedingte Anwendung, sowie
- von ganzen Gruppen: so sind metaphorische Ausdrücke charakteristisch für Äußerungen von Politikern, Sportreportern oder anderen. Aussagen wie „Hermann M. frisst die Piste“ und „Das gemeinsame Haus Europa“ sind Beispiele für Bilder, die von Vertretern der genannten Berufsgruppen vermittelt werden.

1.2.4 Formen von Metaphern

Metaphern treten in verschiedensten linguistischen Formen auf. Das größte Augenmerk wurde bislang in diesem Zusammenhang auf metaphorisch verwendete Wörter mit Fokus auf Wortklassen wie Nomen, Verben und Adjektive gelegt (zum Beispiel: Cameron, 2003).

Im Rahmen von Gedichten oder anderen poetischen Werken können sich Metaphern jedoch auch auf ganze Texte erstrecken.

- Sprechakttheorie nach Searle

Eine Erklärung zur Form von Metaphern liefert John Searle in seiner Sprechakttheorie (Searle, 1969) – einer Theorie aus dem Bereich der Pragmatik, die von John L. Austin (Austin, 1962) entwickelt wurde:

Innerhalb einer Aussage wird zwischen der reinen lexikalischen, nach Regeln bestimmten Bedeutung einerseits und deren kontextabhängigen, intentionalen Gehalt andererseits unterschieden. Diese Theorie besagt, dass ein Sprecher mit dem Tätigen einer Äußerung eine Handlung vollzieht. Als Beispiel wäre der Akt der Taufe oder des Versprechens zu nennen. Es wird also kraft der Äußerung eine Aktion gesetzt.

Dieser Auffassung zufolge tätigt ein Sprecher bei der Äußerung einer Metapher eine Aussage der Form

„S ist P“ („Juliet is the sun.“)

und stellt damit die Behauptung der Form

„S ist R“ („Juliet is radiant.“)

auf (Searle, 1969).

Die Definition einer Metapher in dieser beschränkten Form erscheint allerdings problematisch, da längere Metaphern, die über die Form „S ist P“ hinausreichen, wie beispielsweise ganze Gedichte, dadurch nicht mehr so einfach erfasst werden können.

Metaphern standen auch vielfach im Zentrum von Studien der Phraseologie, also ihrer Beziehung zu Idiomen, das sind sozusagen „gefrorene“ Metaphern. Diese werden im Zuge des Kapitels 2 noch eingehend behandelt.

Auch grammatische Metaphern (das ist die Diskrepanz zwischen der grammatischen Funktion und der semantischen Bedeutung) und ihre stilistischen und diskursiven Funktionen wurden eingehend untersucht. Ein Beispiel dafür wäre:

„Ich darf mir ein Keks nehmen.“

wenn diese Äußerung als Frage zu verstehen ist. Im Rahmen des Abschnitts 1.4 wird darauf etwas näher eingegangen werden.

Metaphern spielen in sämtliche Domänen hinein: Tiere, Maschinen, Zeit, Tod, Emotionen und so fort. Beliebige Kombinationen von Quell- und Zieldomänen führen zu Personifizierung, Konkretisierung und Abstraktion. Eine spezielle Art von Metaphern führt in den Bereich der Synästhesie, das ist die Kombination unterschiedlicher Bereiche der Wahrnehmung: die Kreuzung verschiedener sensorische Bereiche lässt Ausdrücke wie „laute Farben“ oder „dunkle Klänge“ entstehen (Steen, 2006).

1.2.5 Funktionen von Metaphern

Wie zu Beginn des Kapitels 1 („Wozu Metaphern?“) bereits beschrieben wurde, gibt es vielfältige Gründe, Metaphern einzusetzen. Die Funktion einer Metapher liegt darin, einen Sachverhalt durch die Herstellung sprachlicher Bilder zu übermitteln, damit dieser implizit besser verstanden werden kann. Dies erfolgt, indem bestimmte Eigenschaften des einen Begriffes auf den anderen übertragen werden (bei „Juliet is the sun.“ zum Beispiel die Strahlkraft beziehungsweise die

positive Wirkung der „Sonne“ auf „Julia“).

Die Funktionen von Metaphern im Diskurs reichen von der Verschönerung des Ausdrucks (im Rahmen bestimmter Textsorten) über die Beschreibung und Erklärung in der Wissenschaft (vergleiche das Atom- als Sonnensystem, siehe Kapitel 2.3 („Kategorieübergreifende Ad-hoc-Konzepte“) und im besonderen im Bereich der Kulturwissenschaft, bis hin zur didaktischen Funktion im Unterricht. Unter den vielfältigen Funktionen der Metapher (Bertau, 1996) wird besonders

„[...] die kognitive Funktion im pädagogischen sowie die expressive und sozial-regulative Funktion in therapeutischen Settings [...]“ hervorgehoben. „[...] Metaphern werden einerseits als didaktische Mittel eingesetzt, um unvertrautes Wissen und neue Perspektiven zu vermitteln, Problemlöseprozesse und den Aufbau mentaler Modelle zu erleichtern sowie die Aufmerksamkeit zu steuern (zum Beispiel Petrie & Oshlag, 1993; Sticht, 1993); sie werden andererseits zur Herstellung von Intimität und kooperativem Verstehen (Cohen, 1978), dem Verständlich-Machen emotionaler Zustände und der Selbsterklärung (Fainsilber & Ortony, 1987) genutzt, um so den Therapieverlauf positiv zu beeinflussen (zum Beispiel Angus, 1996). [...]“

(Groeben & Christmann, 2003).

Eine weitere Klassifizierung von Metaphern im stilistischen Zusammenhang entsteht durch die Kombination mit anderen rhetorischen Figuren: beispielsweise ist für das Verstehen so manchen Oxymorons oder Paradoxons eine metaphorische Interpretation notwendig.

Ein Oxymoron ist die

„[...] paradoxe Verknüpfung gegensätzlicher Begriffe in einem Wort oder in einer Phrase, [...]“ (Bußmann, 2005: 500)

Ein Beispiel für ein solches Oxymoron wäre

„sweet sorrow“

(Steen, 2006).

Hier wird die scheinbare Unvereinbarkeit zweier Begriffe als stilistisches Mittel eingesetzt. „Sweet“ ist zunächst ein Begriff, der nicht zur Kategorie von „sorrow“

passt. Hier handelt es sich also um metaphorische Bedeutung. Selbst unter Berücksichtigung der Kategorieüberschreitung ist „sweet“ ein positiv konnotierter Begriff, der somit nicht mit „sorrow“ übereinstimmt. Dies charakterisiert das Oxymoron.

In diesem Abschnitt wurde versucht, einen Überblick über stilistische Aspekte von Metaphern zu geben, die sich von ästhetischen über zweckmäßige bis hin zu alltäglichen und unbewussten Anwendungen erstrecken. Weiters wurden deren Formen und Funktionen beschrieben.

Im folgenden Teil werden Auffassungen über Metaphern aus der psychologischen Perspektive vorgestellt.

1.3 Psychologische Aspekte

1.3.1 Traditionelle Auffassungen

In den letzten fünfzig Jahren wurde mit der Etablierung einer kognitiv begründeten Linguistik Raum für die Beschäftigung mit Metaphern geschaffen, die zuvor als poetische Angelegenheit, also als linguistisches und psychologisches Randproblem betrachtet worden waren. Seither wird versucht, die kognitiven Prozesse bei der Interpretation von Metaphern zu analysieren.

Metaphern wurden traditionell als Verzerrung, sowohl von Gedanken als auch von Sprache angesehen, da sie einem Objekt eine Bezeichnung zuweisen, die in Wirklichkeit nicht dazugehört. Nach traditioneller Auffassung würden Metaphern nur selten verwendet, was aber nicht der Fall ist. Untersuchungen zufolge nehmen Metaphern einen großen Teil an gesprochener und geschriebener Sprache ein (Pollio et al., 1977; Graesser et al., 1989).

Größtenteils wird eine Metapher gar nicht als solche bewusst wahrgenommen, da gewisse sprachliche Bilder bereits als „common sense“ gelten und somit auch zum Teil Einzug in die Alltagssprache gefunden haben. Metaphern werden von Idiomen abgegrenzt: Während es sich bei der Metapher um eine spontan gebildete, nach bestimmten Regeln zusammengesetzte Konstruktion, deren Bedeutung sich aus dem pragmatischen Rahmen erschließen lässt, handelt, sind Idiome gewissermaßen als „gefrorene Metaphern“ zu verstehen. Auf Idiome wird in Abschnitt 2.4 explizit eingegangen.

1.3.2 Bottom up-/top down-Verständnis oder Stufenmodell?

Nach dem „Standard Pragmatic Model“ von Paul Grice (Grice, 1989) erfolgt der Prozess des Verstehens von Metaphern in drei Stufen:

- (1) Analyse der wörtlichen Bedeutung,
- (2) Vergleich der wörtlichen Bedeutung mit dem Kontext,
- (3) wenn die wörtliche Bedeutung stimmt, dann endet die Interpretation, ansonsten:
 - (3a) Herleitung einer alternativen Bedeutung, die den Kontext einbezieht, dem Kooperationsprinzip folgend.

Wie bereits unter Punkt 1.1.3.2 („Josef Stern“) erwähnt, belegen Untersuchungen, dass die Verarbeitung von Metaphern gleich schnell wie wörtlich zu interpretierende Äußerungen erfolgt, besonders unter Einbeziehung eines pragmatischen Rahmens, eines Kontextes (Gibbs, 1994, 2002). Das bedeutet, dass der Prozess der Herleitung einer relevanten Bedeutung nicht zuerst über den Ausschluss der wörtlichen Interpretation führt, sondern gleich direkt als Metapher interpretiert wird.

Neueren Auffassungen zufolge, zu denen Forscher aufgrund der genannten Studien (und anderer Untersuchungen) gelangt sind, werden Metaphern also nicht als Verletzung der Kommunikationsmaxime nach Paul Grice (Grice, 1975) angesehen. Wenngleich ungewöhnliche Metaphern etwas längere Zeit benötigen, um interpretiert zu werden, wird auch hier nicht zuerst die wörtliche Bedeutung „getestet“, sondern gleich im „metaphorischen Modus“, also „top down“ interpretiert. Es erfolgt also eine parallele Verarbeitung von wörtlicher und metaphorischer Bedeutung, der Prozess der Bedeutungserschließung ist in beiden Fällen insofern der gleiche, als auch bei metaphorischen Äußerungen keine stufenweise Verarbeitung erfolgt.

Eine Ausnahme bilden Metaphern, bei denen kein beziehungsweise wenig Kontext geboten wird. Hier kommt es, wie unter Punkt 1.1.3.2 („Josef Stern“) erwähnt, zu einer „bottom up“-Verarbeitung, bei der versucht wird, eine Interpretation von den einzelnen Satzkonstituenten aus vorzunehmen (Ortony et al., 1978: 470; 1980: 80).

Diese Annahmen werden durch Studien, unter anderem zum Beispiel von Gernsbacher und Kollegen (Gernsbacher et al., 2001) bestätigt. Im Zuge dieser Studien wurden die Probanden mit Primingsätzen konfrontiert. Das bedeutet, dass ein bestimmter Satz gezeigt wird, dessen Auswirkungen auf das Testergebnis gemessen wird.

Zum Beispiel:

„That defense lawyer is a shark.“ (als metaphorische Äußerung) oder

„That large hammerhead is a shark.“ (als wörtliche Äußerung).

Im Anschluss an diesen Primingsatz wurde den Studienteilnehmern eine wörtlich gemeinte oder eine metaphorische Äußerung präsentiert und sie hatten zu

entscheiden, ob es sich um eine sinnvolle oder sinnlose Äußerung handelte.

Zum Beispiel:

„Sharks are tenacious.“

(als Aussage, die sich auf die übergeordnete Kategorie bezieht) beziehungsweise

„Sharks are good swimmers.“

(als Aussage, die sich nur auf die Basiskategorie bezieht)

Die Reaktionszeit wurde gemessen und anhand dessen konnten Schlüsse gezogen werden, in wie weit die Primingsätze Einfluss auf die Entscheidung über die Sinnhaftigkeit von Sätzen beziehungsweise über wörtliche beziehungsweise metaphorische Bedeutung nahmen.

Ein wörtlicher Primingsatz verzögerte das Urteil über den Zielsatz, der sich auf die übergeordnete Kategorie bezog und umgekehrt, der metaphorische Primingsatz verzögerte die Antwort beim Zielsatz, der von der Basiskategorie handelte.

Aus dieser Studie wurde ersichtlich, dass die Mechanismen, die das Verständnis von wörtlicher und nicht-wörtlicher Sprache ermöglichen, in beiden Fällen die gleichen sind (Gernsbacher et al., 2001).

1.3.3 Verhältnis zwischen Topik und Vehikel

Untersuchungen haben sich auch mit der Frage befasst, in welcher Beziehung Topik und Vehikel

„The lawyer („Topik“) is a shark („Vehikel“).“ (Glucksberg, 1998: 41)

zueinander stehen müssen, um metaphorische Bedeutung zu ermöglichen. Sam Glucksberg geht davon aus, dass das Topik den Rahmen vorgibt, innerhalb dessen jene Eigenschaften eingegrenzt werden, die relevant sein könnten (Glucksberg, 2001).

Ein Beispiel wäre:

„Zigaretten sind Zeitbomben.“ (Glucksberg & Keysar, 1993)

Hier gibt das Topik „Zigaretten“ vor, dass nur ausgewählte Eigenschaften der „Zeitbomben“, nämlich beispielsweise „verursachen innerhalb einer gewissen Zeit großen Schaden“, „gefährlich“ oder ähnliches für die Übertragung relevant sind. Andere Eigenschaften wie „laut“, „tickendes Geräusch“ oder ähnliches wären für

das Topik nicht passend. Andererseits wären für das Topik auch nicht alle Vehikel verwendbar: die Eigenschaft „kann innerhalb einer gewissen Zeit großen Schaden verursachen“ trifft auch auf andere Begriffe, wie zum Beispiel „Schlaganfälle“ zu. Jedoch in diesem Zusammenhang wäre „Schlaganfälle“ ein unpassendes Vehikel für Zigaretten:

„Zigaretten sind Schlaganfälle.“

(Glucksberg & Keysar, 1993)

Das bedeutet, dass es sich beim Verhältnis zwischen Topik und Vehikel um eine asymmetrische Konstellation handelt. Auf das Topik würden womöglich mehrere Eigenschaften zutreffen, als das Vehikel beinhaltet, andererseits beinhaltet das Vehikel mehr Eigenschaften, als das Topik „aufnehmen“ kann, also die auf das Topik zutreffen können. Es herrscht somit ein Ungleichgewicht an übertragbaren, also relevanten Eigenschaften. Die Schnittmenge beziehungsweise der „gemeinsame Nenner“ von Topik und Vehikel lassen daher auf eine „Gleichsetzung hinsichtlich bestimmter Eigenschaften“ – eher als auf eine „Gleichsetzung“ – schließen.

Bei der Beobachtung, dass Topik und Vehikel Gemeinsamkeiten aufweisen müssen, ist allerdings zu berücksichtigen, dass diese Tatsache allein noch nicht als Erklärung für metaphorische Interpretation herangezogen werden kann. Metaphern haben nämlich nur in eine Richtung führende Bedeutung:

1.3.4 Irreversibilität von Metaphern

„The surgeon is a butcher.“

hat eine andere Aussage als

„The butcher is a surgeon.“ (Chiappe et al., 2003; Glucksberg, Newsome & Goldvarg, 1997).

Der Umkehrschluss ist daher nicht zulässig. Die Nennung des Topiks scheint den Hörer zu veranlassen, eine oder mehrere Eigenschaften des Vehikels heranzuziehen, wodurch ein neues Bild, sowohl von Topik als auch von Vehikel, kreiert wird (Chiappe et al., 2003; Glucksberg, Newsome & Goldvarg, 1997).

1.3.5 Auswahl der relevanten Eigenschaften

Es herrscht noch Uneinigkeit der Psychologen hinsichtlich der kognitiven

Mechanismen, die bei der Auswahl der relevanten Eigenschaften ablaufen. Die zwei wichtigsten Ansätze gehen davon aus, dass die Verbindung von zwei unterschiedlichen Domänen entweder durch Vergleich oder durch Kategorisierung erfolgen kann (Gibbs, 2006).

- Vergleichstheorien

Traditionelle Vergleichstheorien nehmen an, dass weniger saliente Eigenschaften des Vehikels mit hoch-salienten Eigenschaften des Topiks abgeglichen werden (Miller, 1979). Zum Verstehen der Metapher werden die „richtigen“, also die dafür relevanten Eigenschaften herangezogen. Diese scheinen aber nicht unbedingt die typischen, also salienten Eigenschaften des Vehikels zu sein.

Beim Verstehen von einigen Metaphern, wie beispielsweise

„Männer sind Wölfe.“,

werden als übereinstimmende semantische Eigenschaften gerade jene herangezogen, die weder für das Topik, noch für das Vehikel in ihren Einzelbedeutungen wirklich typisch sind (Ortony, 1979). Die „Structure-mapping“-Theorie in *Metaphor is like analogy* von Gentner und Kollegen (Gentner et al., 2001) besagt, dass Menschen bei der Verarbeitung von Metaphern zunächst die beiden Konzepte miteinander abgleichen dann die Ergebnisse aus diesem Abgleich von der Quelldomäne auf die Zieldomäne übertragen. Daraus entstehen relationale und nicht nur merkmalspezifische Aspekte.

Das bedeutet, dass beispielsweise nicht nur objekttypische Eigenschaften als relevant erachtet werden, sondern durchaus funktionale Eigenschaften, solange sie übereinstimmen.

„Plant stems are drinking straws.“ (Gentner et al., 2001)

Bei diesem Satz geht der Leser davon aus, dass sowohl Pflanzenstängel als auch Strohhalme Flüssigkeit transportieren, um das Lebewesen zu versorgen. Dieser Schluss wird eher gezogen, als jener, dass Pflanzenstängel und Strohhalme lang und dünn sind (Gentner et al., 2001).

- Kategorisierungstheorien

Ansätze, die Metaphernverständnis als Kategorisierungsprozess ansehen, wie zum Beispiel das bereits in Abschnitt 1.1.3.1 („Sam Glucksberg und Kollegen (1997)“)

erwähnte „Class inclusion“-Modell nach Sam Glucksberg und Kollegen (Glucksberg et al., 1997), gehen davon aus, dass das Topik Teil einer Kategorie mit bestimmten Eigenschaften ist.

In

„Zigaretten sind Zeitbomben.“ (Glucksberg & Keysar, 1993)

sind „Zigaretten“ Teil einer Kategorie, die am besten durch „Zeitbomben“ dargestellt ist. Diese können aber auch anderen Kategorien angehören (beispielsweise Waffen oder ähnliches), doch im gegebenen Kontext handelt es sich um „Dinge, die in nicht vorhersehbarer Zeit explodieren und großen Schaden anrichten.“ Hier wird also ein Ad-hoc-Konzept gebildet (siehe hierzu Abschnitt 2.3), das im spezifischen Kontext durch Sichtbarmachung der relevanten Eigenschaften eine Interpretation ermöglicht.

- Kombination aus Vergleichs- und Kategorisierungstheorien

Gentner und Bowdle kombinieren beide Ansätze in ihrer Theorie und gehen davon aus, dass beim Verstehen von Metaphern sowohl Vergleichs- als auch Kategorisierungsprozesse aktiv sein können. Es kann also zwischen den Konzepten des Topiks und des Vehikels verglichen werden, oder aber die Konzepte werden als Teile einer gemeinsamen übergeordneten Kategorie angesehen (Gentner und Bowdle, 2001).

- Gedankenmodell nach Lakoff & Johnson

Es gibt Ansätze, die Metaphern als Denkmodelle betrachten. Hier wird davon ausgegangen, dass Menschen in Metaphern denken (Lakoff & Johnson, 1999). George Lakoff und Mark Johnson gehen davon aus, dass bestimmte Konzepte bereits „fertig“ in unseren Gedanken existieren, sodass Metaphern lediglich einen Ausdruck und eine Umschreibung der fertigen Konzepte darstellen. Zumeist sind wir uns dieser verinnerlichten Bilder gar nicht bewusst (Lakoff & Johnson, 1980).

Sprachliche Bilder, wie beispielsweise

„Zeit ist Geld“ oder

„Glücklich ist oben – Traurig ist unten“

lassen Konstruktionen um diese Begriffe herum, wie zum Beispiel

„das hebt die Stimmung“

für jedermann verständlich erscheinen (Lakoff & Johnson, 1980).

Als Beispiel nennen Lakoff & Johnson (Lakoff & Johnson, 1980) unter anderem die Metapher

„Argument is war.“

Dieses Konzept bildet die Grundlage dafür, dass nachstehende Ausdrücke entstehen:

- „Your claims are indefensible.“
- „He attacked every weak point in my argument.“
- „His criticisms were right on target.“
- „I demolished his argument.“
- „I've never won an argument with him.“ (Lakoff & Johnson, 1980)

Das bedeutet, dass sämtliche Feststellungen zum Thema „Diskussion“ diesem Konzept „Argument is war“ unterliegen. Wenn man sich eine Kultur vorstellt, in der Diskussion als Tanz und nicht als Krieg verstanden wird, würde die Behandlung dieses Themas in anderer Form erfolgen, zum Beispiel als gemeinsame harmonische Erarbeitung eines Sachverhaltes (Lakoff & Johnson, 1980).

Lakoff & Johnson gehen also davon aus, dass unsere Vorstellungen derart systematisch strukturiert sind, dass die vorhandenen Konzepte die Basis für unsere Äußerungen und unser Verständnis bilden.

Die Zugänge von Lakoff & Johnson stoßen aber vielfach auf Kritik, nicht zuletzt hinsichtlich ihrer Methodologie.

Im Hinblick darauf, dass die Ansätze von Lakoff & Johnson an anderen Stellen bereits extensiv erörtert wurden, wird im Rahmen dieser Arbeit von einer näheren Behandlung der Literatur von Lakoff & Johnson abgesehen.

Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit Metaphern als Phänomen innerhalb der Grammatik.

1.4 Metaphern und Grammatik

Grammatische Metaphern als semiotischer Prozess wurden erstmals von Michael Halliday (Halliday 1985/1994) beschrieben.

„A flood of protests poured in.“

Aus lexikalischer Sicht bedeutet „flood“ „eine sich bewegende Masse Wasser“ und metaphorisch kann es als „eine sich bewegende Masse an Gefühlen oder Rhetorik“ eingesetzt werden.

Halliday unterscheidet in einem semantischen Ansatz zwischen „kongruent“ und „metaphorisch“: Für das Beispiel („A flood of protest poured in.“) wäre der Begriff „viele Leute“ eine kongruentere, also wörtlichere, Bezeichnung im Sinne einer großen Anzahl von Protesten, und „a flood“ ist als metaphorischer Ausdruck zu verstehen.

Dieser Ansatz entspricht dem systemisch-funktionalen Zugang, demzufolge eine bestimmte Ausdrucks-Kategorie einer Bedeutungs-Kategorie entspricht. Zum Beispiel korrespondiert der Ausdruck „viele Leute“ mit den semantischen Kategorien „Person“ und „Menge“ und das Verb „protestieren“ mit der Kategorie „Prozess“.

So können anhand der semantischen Kategorien „Person“ + „Menge“ + „Prozess“ weitere metaphorische Konstruktionen entstehen, indem beispielsweise der Prozess statt mit einem Verb durch ein Nomen realisiert wird.

Bei Halliday (Halliday 1985/1994) wird zwischen interpersonalen und ideationalen Bedeutungen unterschieden. Diese Bezeichnungen leiten sich aus den Metafunktionen der Sprache ab.

Durch interpersonale Metaphern werden beispielsweise Modus und Art und Weise zum Ausdruck gebracht. Die Funktion der Frage wird im Modus „interrogativ“, die Aussage als „deklarativ“ und die Aufforderung als „imperativ“ realisiert. Die Modalität wird – entlang einer Skala – von positiv bis negativ durch Äußerungen wie

„do it“ über

„you should do it“ und

„you could do it“ bis zu

„don't do it“

realisiert.

Mit Hilfe ideationaler Metaphern kann eine semantische Kategorie anders als vorgegeben realisiert werden. Wie bereits beschrieben, kann das Element „Prozess“ statt mit einem Verb durch ein Nomen realisiert werden, wodurch eine Anreicherung des Begriffes mit weiteren Elementen möglich ist. So kann der Begriff „marrying“ von einem Prozess zu „marriage“ als Sache und damit weiter spezifiziert werden.

In diesem Kapitel wurde ein Überblick über einige interdisziplinäre Ansätze zu Metaphern gegeben. Es zeigt sich, dass diese in sämtlichen Disziplinen ausführlich behandelt werden und damit nach Möglichkeit Überlegungen aus allen Bereichen für ein möglichst weitreichendes Verständnis von Metaphern herangezogen werden sollten.

Das nachfolgende Kapitel soll nun das Thema der Metaphern in einem linguistischen Kontext, im speziellen vor dem Hintergrund der Relevanztheorie beleuchten.

2 Linguistische (relevanztheoretische) Ansätze in der Metapherntheorie

Im vorigen Kapitel wurde gezeigt, welche Zugänge die unterschiedlichen Disziplinen zum Thema Metaphern bieten. Im Folgenden sollen nun die linguistischen Aspekte von Metaphern betrachtet und die Frage erörtert werden, welche Theorien aus den interdisziplinären Ansätzen in der Linguistik Anwendung finden können, um das Verständnis von Metaphern aus sprachwissenschaftlicher Sicht so weit wie möglich erklären zu können.

Aus den bestehenden linguistischen Theorien über Metaphernverständnis möchte ich im Rahmen dieser Arbeit die Relevanztheorie herausgreifen. Die Relevanztheorie ist jene, die als modernste und expliziteste Interpretation in der modernen Linguistik im Zusammenhang mit der Erklärung des Phänomens der Metaphern herangezogen werden kann.

2.1 Relevanztheorie

2.1.1 Grundlagen der Relevanztheorie

Paul Grice thematisiert in seinem Aufsatz *Meaning* (Grice, 1957) den Unterschied zwischen Sprecherbedeutung und Ausdrucksbedeutung. Er weist auf die Differenzierung zwischen natürlicher und nicht-natürlicher Bedeutung hin. Der Satz

„Those spots mean measles.“ (Grice, 1957)

trägt eine natürliche Bedeutung, da es sich hier um einen Sachverhalt handelt, der gewissermaßen auf naturgesetzlichen Zusammenhängen beruht, während

„Those three rings of the bell (of the bus) mean that the ‚bus is full‘.“

als Beispiel für nicht-natürliche Bedeutung dient, da das Läuten der Glocke auf einer Intention basiert (Grice, 1957). Das Deutsche differenziert – im Unterschied zum Englischen – lexikalisch zwischen „bedeuten“ und „meinen“.

Grice unterscheidet in weiterer Folge innerhalb der nicht-natürlichen Bedeutung zwischen „Wirkungsabsicht“ und „Absichtserkennungsabsicht“. Bei der Wirkungsabsicht ruft der Sprecher beim Hörer eine bestimmte Reaktion hervor.

„Person A konfrontiert Person B mit einem Foto, das B's Partner in „ungebührlicher Vertrautheit“ mit Person X zeigt.“ (Grice, 1957)

Hier könnte es auch möglich sein, dass Person A die Personen auf dem Foto nicht erkennt und die Situation daher nicht deuten kann. Bei der Absichtserkennungsabsicht ist es von entscheidender Bedeutung, dass der Hörer die Intention des Sprechers erkennt.

„Person A zeichnet ein Bild, das Person B's Partner mit Person X in „ungebührlicher Vertrautheit“ zeigt, und gibt es Person B.“

Hier ist definitiv die Absicht von Person A, Person B mit dieser Situation zu konfrontieren, ersichtlich (Grice, 1957).

Wesentlich ist in diesem Zusammenhang, dass Grice die Absicht des Sprechers bei der Gestaltung seines Redebeitrages (also pragmatische Gesichtspunkte) von der natürlichen, inhärenten Bedeutung, also in linguistischem Sinne von semantischen Kriterien, strikt unterscheidet.

- Implikatur

Grice führt in seinem Werk *Logic and Conversation* (Grice, 1975) den Begriff der „Implikatur“ ein, der ausdrückt, dass der Sprecher mit seiner Äußerung mehr ausdrückt, als er sagt. So gibt der Kontext den spezifischen Rahmen vor, innerhalb dessen eine Äußerung interpretierbar und disambiguierbar wird.

Mit *Meaning* (Grice, 1957) bildete Grice bereits eine Basis für die Trennung von Semantik und Pragmatik in der Linguistik. In seiner Arbeit *Logic and Conversation* (Grice, 1975) führt er diese Trennung weiter fort und bezieht sich auf intentionsbasierte Kriterien in der Kommunikation.

- Kooperationsprinzip und Konversationsmaxime

Er definiert das Kooperationsprinzip, das besagt, dass ein Sprecher seinen Redebeitrag jeweils so zu gestalten habe, wie es vom akzeptierten Zweck oder der akzeptierten Richtung des Gesprächs, an dem er gerade teilnimmt, verlangt wird (Grice, 1975).

Es ist festzuhalten, dass es sich beim Kooperationsprinzip und den Konversationsmaximen jedoch nicht um normative Richtlinien, sondern um unausgesprochene Prinzipien zwischen den Sprechern handelt, deren Einhaltung einander wechselseitig unterstellt wird. Diese Prinzipien werden auch vielfach nicht eingehalten, was dann zu weiteren Schlussfolgerungsprozessen führt.

Aus dem Kooperationsprinzip leitet Grice vier Konversationsmaxime ab:

(a) Quantität:

Der Redebeitrag soll so informativ wie nötig, aber nicht zu informativ für den gegebenen Zweck gestaltet werden.

(b) Qualität:

Der Redebeitrag soll wahr sein.

(c) Relation:

Der Redebeitrag soll relevant sein, also zum Thema passen.

(d) Modalität:

Der Redebeitrag soll klar und eindeutig gestaltet werden, Unklarheit, Weitschweifigkeit und Mehrdeutigkeit sollen vermieden werden.

(Grice, 1975)

Grice unterscheidet mehrere Arten der Verletzung der Konversationsmaxime (Grice, 1975):

- Es kann eine stille Verletzung vorliegen (zum Beispiel durch Lügen ein Verstoß gegen die Qualität) oder
- eine offensichtliche Verletzung oder
- der Sprecher steigt explizit aus (durch Markierung „ich glaube nur“)
- oder andere, auf die hier aber nicht näher eingegangen wird.

In der Kommunikationstheorie von Grice müssen aber die wörtliche und die vom Sprecher intendierte Bedeutung nicht übereinstimmen. Deshalb bietet dieser Ansatz eine sinnvolle Erklärungsgrundlage für das Phänomen der Metaphern.

2.1.2 Prinzipien der Relevanztheorie

Dan Sperber und Deirdre Wilson entwickelten im Jahr 1986 auf Grundlage der Erkenntnisse von Paul Grice die Relevanztheorie. Diese unterscheidet im Wesentlichen zwei Prinzipien: das kognitive und das kommunikative Relevanzprinzip.

- Das kognitive Relevanzprinzip

Das kognitive Relevanzprinzip besagt, dass es menschliches Bestreben ist, Relevantes aufzunehmen, um unnötigen Verarbeitungsaufwand zu vermeiden. Je größer der kognitive Effekt eines Inputs und je kleiner der Verarbeitungsaufwand ist, desto größer ist die Relevanz.

Das bedeutet, dass unser kognitives System automatisch jene Reize aufnimmt, die den geringsten Verarbeitungsaufwand erfordern, um damit relevante, also dem Kontext angepasste Schlüsse ziehen zu können.

- Das kommunikative Relevanzprinzip

Das kommunikative Relevanzprinzip bedeutet, dass eine Äußerung die Erwartung erzeugt, relevant zu sein. Der ostensive Reiz, der vom Sprecher ausgeht um angehört zu werden, evoziert die Erwartung, dass der Redebeitrag relevant ist.

Demzufolge wird davon ausgegangen, dass eine Äußerung dann als relevant gilt, wenn sie so effizient wie möglich ist, also der Hörer so wenig

Verarbeitungsaufwand wie möglich zu investieren hat, um den größtmöglichen kognitiven Effekt zu erzielen, also die Äußerung in der gegebenen Situation zu verstehen.

Das bedeutet auch, dass eine Äußerung, die auf der expliziten Ebene zu keiner sinnvollen Interpretation führt, vom Hörer durch Heranziehung des Kontextes auf der impliziten Ebene angereichert und somit bis zur Verständlichkeit vervollständigt wird. Dieser Prozess soll dem kommunikativen Relevanzprinzip zufolge in möglichst minimalem Ausmaß erforderlich sein.

Während der Ansatz von Paul Grice als soziale Theorie gilt, haben Sperber & Wilson mit der Relevanztheorie eine kognitionspsychologische Kommunikationstheorie begründet, in der sämtliche Bereiche der Kommunikation berücksichtigt werden.

Der folgende Abschnitt soll nun das Phänomen der Metaphern linguistisch betrachten, und zwar unter Bezug auf die Relevanztheorie. Damit soll veranschaulicht werden, welche Prozesse bei der Interpretation von Äußerungen ablaufen.

2.2 Einbettung von Metaphern in die Relevanztheorie

Im Zusammenhang mit der linguistischen Betrachtung von Metaphern ist besonders hervorzuheben, dass das Thema der Metaphern an der Schnittstelle zwischen Semantik und Pragmatik angesiedelt ist. Wie im Punkt 2.1.1 erwähnt, wurde von Paul Grice mit der Differenzierung zwischen Sprecher- und Ausdrucksbedeutung ein Feld geschaffen, in dem nicht wörtlich zu verstehende Sprache linguistisch erklärbar wird. Eine Äußerung, die semantisch keine Interpretation zulässt, kann nur durch Heranziehung pragmatisch gebotener Informationen verstanden werden.

- Kognitive Verstehensprozesse

Dem Verstehen von Äußerungen liegen demgemäß zwei unterschiedliche Arten von kognitiven Prozessen zugrunde:

- linguistische Dekodierung und
- pragmatische Schlussfolgerung

(entspricht der linguistischen Semantik und Pragmatik).

Äußerungen werden automatisch sprachlich in eine bestimmte semantische Repräsentation beziehungsweise die Logische Form dekodiert.

Im Sinne des relevanztheoretischen Verstehensprozesses ist das Ziel des Hörers, diese Logische Form auf der expliziten Ebene zu erreichen und sie auf der impliziten Ebene zu vervollständigen, um zu einer Hypothese über die Absicht des kommunizierten Inhaltes zu gelangen (Vega-Moreno, 2003).

- Sprecher- und Ausdrucksbedeutung

Metaphern spiegeln das Spannungsfeld zwischen Sprecher- und Ausdrucksbedeutung deutlich wider.

Während die Sprecherbedeutung die Intention des Sprechers, einen Inhalt zu kommunizieren, die Konnotation des Gemeinten darstellt, handelt es sich bei der Ausdrucksbedeutung um ein relativ starres Konzept, das die verwendeten Begriffe semantisch darstellt und weitgehend wörtlich vermittelt. „Weitgehend“ deshalb, da selbst semantisch eindeutig zu scheinende Begriffe unter Umständen ohne Kontextbezug nicht eindeutig interpretierbar sind (siehe Abschnitt 2.3 „Ad-hoc-

Konzepte“).

Metaphern liegen im Bereich der Sprecherbedeutung, das heißt sie haben keine etablierte Ausdrucksbedeutung. Wir müssen ein Hintergrundwissen haben, wenn wir

„Juliet is the sun.“

verstehen wollen. Wir wissen, dass Julia Romeos große Liebe war und sind in der Lage, die Äußerung richtig zu interpretieren. Eine reine Analyse auf der Ebene der Ausdrucksbedeutung brächte uns zu keinem sinnvollen Ergebnis.

Die Bedeutung einer Metapher wird auf der Ebene der Sprecherbedeutung zugeordnet, das bedeutet, die Absicht des Sprechers wird durch Einbeziehung des kontextuellen Wissens erschlossen.

Erst dann geht die Bedeutung der Metapher in die Ausdrucksbedeutung über, das heißt die Metapher als lexikalisch beziehungsweise semantisch inkongruente Äußerung ist somit als sinnvoller Ausdruck, der eine verständliche Äußerungsabsicht widerspiegelt, sprachlich repräsentiert.

Im obigen Beispiel „Juliet is the sun.“ erhält also das Vehikel „sun“ – durch Anreicherung der Äußerung durch kontextuelles Wissen – auf impliziter Ebene eine neue Bedeutung. Diese neue Bedeutung wird als „Ad-hoc“-Konzept bezeichnet, dem bei der Erklärung des Verstehens figurativer Äußerungen zentrale Bedeutung zukommt und das im folgenden Abschnitt näher erläutert wird.

Es wird angemerkt, dass im Laufe dieser Arbeit die KONZEPTE eines Begriffes, das heißt die ursprüngliche lexikalische Bedeutung, sofern diese zur Erläuterung eines Beispiels erforderlich ist, in Versalien dargestellt werden. AD-HOC-KONZEPTE*, das heißt die Bedeutung eines Begriffes im spezifischen Kontext, werden durch Versalien mit einem anschließenden Asterisk gekennzeichnet.

2.3 Ad-hoc-Konzepte

Im Sinne der relevanztheoretischen Sichtweise verläuft der Prozess der Bedeutungserkennung einer Äußerung im Wesentlichen so ab, dass das lexikalische Konzept, das der Äußerung zugrunde liegt, pragmatisch so lange erweitert oder verengt wird, bis diese sinnvoll interpretiert werden kann. Es wird also ein eigenes pragmatisches Konzept, ein Ad-hoc-Konzept, gebildet (Carston, 2002).

- Interpretation wörtlich gemeinter Äußerungen

Anlass zu dieser Auffassung gibt die Tatsache, dass selbst semantisch eindeutig zu scheinende Begriffe ein ganzes Spektrum an Interpretationen zulassen. Ein Wort aktiviert nur ein bestimmtes Konzept in der menschlichen Vorstellungswelt. Dies reicht zumeist aus, um Sätze zu interpretieren (Carston, 2002).

John: „Have you got a minute to talk now?“

Julia: „Sorry. I have to run to the bank and get some money before it closes.“
(Carston, 2002)

Beim diesem Beispiel nimmt der Hörer an, dass Julia in Eile ist, bevor eine vollständige Explikatur erkannt wurde.

Aus dem Begriff „run“ wird das Ad-hoc-Konzept RUN* gebildet, das in diesem Zusammenhang eine schnelle Aktion bedeutet, ohne tatsächlich zu laufen. „Sorry“ verheißt, dass der Wunsch des Sprechers nach einem Gespräch beziehungsweise seine Erwartung nicht erfüllt werden kann und Julias Reaktion somit eine negative Antwort bedeutet.

Pragmatische Prozesse dienen hier der Disambiguierung (zum Beispiel „Bank“ als Sitzgelegenheit oder als Geldinstitut).

Gemäß der Relevanztheorie werden Explikaturen und Implikaturen parallel in einem Prozess der wechselseitigen Abstimmung hergeleitet, wobei dem Prinzip des geringsten Aufwandes gefolgt wird. So werden in der Reihenfolge des Erzielens von Bedeutungen Hypothesen über expliziten Inhalt und Implikaturen, also was der Sprecher meint, aufgestellt bis der Hörer zu einem Ergebnis gelangt, das seine Erwartungen an Relevanz erfüllt (Carston, 2002).

„Anna ist glücklich.“ (Carston, 2002)

Der Begriff „glücklich“ wird im Zuge der Bedeutungsverengung von der eigentlichen Menge an möglichen positiven Gemütszuständen (GLÜCKLICH) auf eine bestimmte Interpretation zugeschnitten (GLÜCKLICH*): dies kann beispielsweise ein kurzes intensives Glücksgefühl sein, ein Gefühl von allgemeinem Wohlbefinden, Zufriedenheit nach erfolgreicher Aufgabenbewältigung oder ähnliches. Hier gibt der Kontext, in den die Äußerung eingebettet ist, Aufschluss über den propositionalen Gehalt der Aussage.

Die Auswahl der möglichen wörtlichen Interpretationskonstituenten ist aber grundsätzlich beschränkt. Dennoch lässt unsere Vorstellung auch beliebige Kontexte zu („Bob *opened* the grass.“). Wir sind auch in der Lage, einen Kontext um eine wörtlich sinnlose Äußerung herum zu konstruieren. Hier spielen individuelle Faktoren wie Erfahrung, Phantasie oder ähnliches eine Rolle.

„Ich möchte gerne Junggesellen treffen.“ (Carston, 2002)

Das während des Verstehensprozesses gebildete – verengende – pragmatische Konzept lässt nur die eine Interpretation zu, dass diese Junggesellen zum Zwecke der Heirat beziehungsweise der Gründung einer Familie getroffen werden wollen, wobei es sich bei Junggesellen um unverheiratete Männer im Allgemeinen handelt.

Das Ad-hoc-Konzept kann die Bedeutung semantisch scheinbar eindeutiger Begriffe auch erweitern:

„There is a large *square* of lawn at the back.“ (Carston, 2002)

Bei „square“ handelt es sich nicht um ein Quadrat mit vier gleichen Seiten, sondern um einen prototypisch zu verstehenden Begriff für eine Fläche.

Die lexikalische Äußerung kommt im Gehirn des Hörers an, dieser entnimmt sozusagen selektiv – kontextgesteuert – ein Stück aus diesem Paket und formt so durch Erweiterung beziehungsweise Verengung das Ad-hoc-Konzept.

Bereits bei wörtlich zu verstehenden Äußerungen wird also bereits ein eigenes, an den Kontext angepasstes Konzept gebildet, das – gleich einem Filter – irrelevante Bedeutungen ausblendet (Carston, 2002).

„Er geht zur Bank.“ (Carston, 2002)

Das Ad-hoc-Konzept disambiguiert Begriffe wie „Bank“ (als Sitzgelegenheit und als Geldinstitut) und weist dem Pronomen Referenz zu.

Eine strenge Annahme geht in die Richtung, dass es keine bestimmte lexikalische Bedeutung im Sinne einer genauen Kodierung gibt, sondern die Bedeutung lediglich im Kontext auftritt (Carston, 2002).

- Interpretation figurativer Äußerungen

„Robert is a bulldozer.“ (Carston, 2002)

Entsprechend einer Definition von Chiappe & Chiappe (2007: 172) wird die Information des Vehikels, also im genannten Beispiel „bulldozer“, auf das Topik, „Robert“, übertragen. Chiappe & Chiappe beziehen sich dabei auf die „Class inclusion“-Theorie von Glucksberg und Kollegen (Glucksberg, McGlone & Manfredi's, 1997), in welcher die Rollen von Topik und Vehikel definiert werden (zur „Class inclusion“-Theorie siehe Abschnitt 1.1.3.1 (Sam Glucksberg und Kollegen (1997))).

Das bedeutet, dass im Ad-hoc-Konzept die naheliegendsten Merkmale von „bulldozer“, die auch auf „Robert“ zutreffen, herangezogen und auf „Robert“ übertragen werden, sodass man zu dem Schluss kommt, Robert sei hartnäckig, eigensinnig und unsensibel.

In dieser Metapher werden zwei Begriffe unterschiedlicher Kategorien miteinander in Beziehung gesetzt (Sperber & Wilson 1986/95: 236), und es bleibt daher die Frage offen, wie eine Maschine, die Felsbrocken bewegt, derartige menschliche Eigenschaften besitzen kann. Nach Sperber & Wilson handelt es sich in diesem Fall um Kategoriefehler, ähnlich wie bei einer Metapher über Gefühle mit Eigenschaften von Objekten:

„Liebe ist ein starkes Band.“

Im Unterschied zum Beispiel „Robert is a bulldozer.“ und „Liebe ist ein starkes Band.“ kann das nachstehende Beispiel bei wörtlicher Lesart zumindest theoretisch richtig sein, da Topik und Vehikel derselben Kategorie angehören.

„My son is a baby.“ (Carston, 2002)

Der Kontext lässt den Hörer die richtige Interpretation vornehmen – wörtlich oder metaphorisch: Der Sohn kann tatsächlich noch ein Baby sein, doch mit dem

Hintergrundwissen, dass der Sohn bereits dem Babyalter entwachsen ist, kann nur der Schluss auf babyähnliches, unselbständiges Verhalten oder ähnliches zulässig sein.

Die Metaphernvariante der unterschiedlichen Kategorien birgt gewisse Probleme bei der Interpretation:

„The fog comes on little cat feet.“ (Carston, 2002)

Die Interpretierbarkeit solcher auch in der Poesie verwendeten Metaphern, die sich auf Sätze beziehungsweise ganze Texte erstrecken können, hängt sehr stark von der Vorstellungskraft und den enzyklopädischen Kenntnissen des Hörers beziehungsweise Lesers ab.

Wie kommt man nun gedanklich von Katzenfüßen zu Nebel? Es handelt sich bei dieser literarischen Metapher „The fog comes on little cat feet.“ (Carston, 2002) um eine komplexere Form als beim Beispiel „Robert is a bulldozer“ (Carston, 2002).

Ein Unterscheidungskriterium kann die Dauer des Interpretationsprozesses sein, wobei diese eher als ein Kontinuum gesehen werden kann. Hier gibt es keine spezifischen Klassifizierungen nach Art der Metapher und Dauer der Verständnisentwicklung.

Durch die Komplexität des Verstehensprozesses bei der literarischen Variante kann zwar von einer längeren Interpretationsdauer ausgegangen werden, unterschiedliche Interpretationsmechanismen sind aber nicht anzunehmen (Carston, 2002).

Es ist hier eher die Relevanz als ausschlaggebender Faktor für die Interpretationsverzögerung anzusehen. Es erfordert mehr kognitiven Aufwand, hinter die ersten zugänglichen Informationsebenen zu sehen und dadurch immer weitere Interpretationsspielräume zu erhalten (Carston, 2002).

- Arten von Ad-hoc-Konzepten

Nach Robyn Carston (Carston, 1996/97, 2002: 7) gibt es drei Subkategorien von Ad-hoc-Konzepten, die im vorangehenden Abschnitt bereits zum Teil angesprochen wurden:

a. Die „reine“ Erweiterung, bei dem Ad-hoc-Konzept und lexikalisches

Konzept einfach ein Unterkategorieverhältnis bilden, zum Beispiel

„Ich kenne das Buch.“

Unter Einbeziehung des Kontextes kann der Hörer dieser Äußerung das Konzept BUCH eingrenzen auf jenes Werk, von dem zum Beispiel gerade die Rede ist. Das spezifische Objekt BUCH* ist also Bestandteil des lexikalischen Begriffes BUCH.

„Die Hunde unterstützen die Polizei.“

Hier kann der Hörer durch Kenntnis der Tatsache, dass es nicht Dackel sind, die Polizeiarbeit verrichten, das Konzept HUNDE auf bestimmte Rassen (zum Beispiel Schäferhunde) eingrenzen. Damit ist das Ad-hoc-Konzept HUNDE* eine Unterkategorie des lexikalischen Konzeptes HUNDE.

- b. Die Kombination „Erweiterung/Verengung“, bei der eine teilweise Überschneidung des lexikalischen Konzeptes mit dem Ad-hoc-Konzept stattfindet:

„My son is a baby.“ (Carston, 2002)

„Suzannah is a princess.“ (Carston, 2002)

„Bob is a magician.“ (Carston, 2002)

Wenn das letzte Beispiel in einem Kontext verstanden wird, in dem Bob beispielsweise aus alten Konservendosen ein köstliches Menü zubereitet hat, schreibt man ihm zu, dass er etwas Überraschendes tun, seine Zuschauer verblüffen kann, oder ähnliches – Eigenschaften also, die Magier aufweisen, ebenso wie auch Nicht-Magier Bob.

Die Ad-hoc-Konzepte der Vehikel (BABY*, PRINCESS*, MAGICIAN*) werden jeweils kontextgemäß angepasst und können, aber müssen nicht, mit dem lexikalischen Konzept (BABY, PRINCESS, MAGICIAN) übereinstimmen.

- c. Die beiden Konzepte bilden gar keine Überschneidungen:

Siehe „Robert is a bulldozer.“ (Carston, 2002)

„Sally is a block of ice.“ (Carston, 2002)

Wie bei der Beschreibung des Beispiels „Robert is a bulldozer.“ (Carston, 2002) zuvor erläutert wurde, treten im Fall c. kategoriale Diskrepanzen auf, nachdem Eigenschaften von Objekten auf Menschen übertragen werden.

Im folgenden Abschnitt soll nun auf die Interpretation von Äußerungen, bei denen eine Kategorieüberschneidung stattfindet, eingegangen werden.

- Kategorieübergreifende Ad-hoc-Konzepte

Bei „Robert is a bulldozer“ wird also das Ad-hoc-Konzept BULLDOZER* gebildet, um die Äußerung zu verstehen:

Eine mögliche Überleitung vom lexikalischen Konzept BULLDOZER als „Maschine, die schwere Steinbrocken und Erdmassen beiseite schaffen kann“ auf das Ad-hoc-Konzept BULLDOZER*, also „ein Mensch, der hartnäckig, unnachgiebig, unsensibel gegenüber den Gefühlen anderer ist“ könnte mit Hilfe der Definition „menschliches Temperament einer bestimmten Sorte“ erzeugt werden (Carston, 2002).

Es soll nun der Frage nachgegangen werden, welche allgemeinen Ansätze es gibt, um diese Art von Metaphern zu erklären.

Diese Variante kann teilweise mit dem semantischen Wandel in der Linguistik begründet werden. Es wird im Rahmen dessen zwischen lexikalischer Verengung, lexikalischer Erweiterung und metaphorischem Transfer unterschieden (Campbell 1998, Kapitel 10). Auf diese Prozesse soll im Zuge dieser Arbeit aber nicht näher eingegangen werden; es wird zur Verdeutlichung dieser Entwicklung nur ein Beispiel herangezogen:

Das englische Wort „insult“ beispielsweise bedeutete ursprünglich „jemanden anspringen“, mittlerweile hat es seine physische Bedeutung verloren und bedeutet heute „jemanden beleidigen“. Es hat sich also im Laufe der Zeit einem semantischen Wandel in Richtung einer psychischen Kategorie unterzogen (Carston, 2002).

Auf die Frage, wie der Übergang vom lexikalischen Konzept zu einem Ad-hoc-Konzept in den kategorieübergreifenden Fällen zustande gekommen ist, gibt es derzeit zumindest innerhalb der relevanztheoretischen Zugänge zu Metaphern keine ausreichende Erklärung.

Nach Robyn Carston (Carston, 1996/97, 2002: 9) gibt es hierzu aber zwei Ansätze

aus anderen Disziplinen:

- Der erste Ansatz kommt aus psychologischen Untersuchungen, denen zufolge Menschen grundsätzlich in der Lage sind, Analogien zwischen ungleichen Gebieten zu bilden – eine Tatsache, die an der Fähigkeit zu kreativem Denken erkennbar ist.

Über diese Fähigkeit ist noch nicht sehr viel bekannt, aber ein wesentlicher Punkt scheint die Fertigkeit zu sein, einen Abgleich beziehungsweise die Zuordnung von Strukturen unterschiedlicher Bereiche vornehmen, also eine Übereinstimmung von Dimensionen und Relationen finden zu können.

Beispielsweise gibt es wissenschaftlich begründete Analogien zwischen dem Atom- und dem Sonnensystem beziehungsweise zwischen Schall- und Wasserwellen. Hier sind Übereinstimmungen im System und nicht zwischen den Bestandteilen an sich zu finden.

Schon Kinder sind in der Lage, Analogien zwischen einem Vogel- und einem Menschenleben auszumachen (Nest- beziehungsweise Hausbau oder ähnliches) (Carston, 2002). Als weiteres Beispiel dafür kann das symbolische Spiel von Kindern genannt werden, bei dem Gegenstände repräsentativ für andere herangezogen werden (zum Beispiel das Telefonieren mit einer Banane oder ähnliches).

Die Fähigkeit, Parallelen in verschiedenen Systemen zu erkennen, könnte ein Baustein des Verstehens bestimmter Metaphern sein. Dadurch wird eine mögliche Erklärung für die Kategorieüberschreitung geboten (Carston, 2002).

- Der zweite Ansatz geht davon aus, dass es bereits eine große Anzahl an bestehenden Metaphernschemata gibt (Carston, 2002).

„Life is a journey.“ (Lakoff, 1993; Gibbs, 1994)

„The mind is a container.“ (Lakoff, 1993; Gibbs, 1994)

„Psychological force is physical force.“ (Lakoff, 1993; Gibbs, 1994)

Wir haben also einige grundlegende Kategorieübergriffe mental abgespeichert, die bei Bedarf aktiviert werden können. Das Leben mit einer Reise gleichzusetzen, erlaubt die problemlose Interpretation einer

Äußerung, die beispielsweise „Probleme“ als „schweres Gepäck“ darstellt. Die Eigenschaften eines Bulldozers passen zur menschlichen Eigenschaft des Ignorierens anderer Meinungen (Carston, 2002).

Auf die Theorien von Lakoff und Johnson (Lakoff & Johnson, 1980) hinsichtlich der mentalen Repräsentation von Bildern, denen Metaphern folgen, wurde im Rahmen des Abschnitts 1.3.5 („Gedankenmodell nach Lakoff & Johnson“) eingegangen.

Dieser Ansatz wird jedoch vielfach kritisch diskutiert. Es stehen in diesem Zusammenhang noch viele Fragen offen (Carston, 2002).

Ein weiterer Aspekt beim Verständnis im besonderen von kategorieübergreifenden Metaphern, der in diesem Zusammenhang nur kurz erwähnt werden soll, ist die visuelle Vorstellungskraft: Man hat ein Bild vor Augen, wenn man sich Robert als Bulldozer vorstellt.

In welchem Zusammenhang dieser Ausdruck einer visuellen Vorstellung zur Art der Repräsentation – konzeptionell, propositional oder syntaktisch – steht, ist aber noch nicht geklärt (Carston, 2002).

Dieser Ansatz würde aber eine weitere Erklärung für die Unendlichkeit von Metaphern bieten, da hier eine visuelle Vorstellung verbal realisiert wird und Gedanken nicht anhand von externen Bildern geformt werden (siehe dazu Lakoff & Johnson, 1980).

Im Zuge dieses Abschnittes wurde eine Erklärung für das Verstehen von Äußerungen, sowohl von wörtlich gemeinten als auch von metaphorischen Ausdrücken, über einen relevanztheoretischen Ansatz, nämlich die Bildung eines Ad-hoc-Konzeptes, dargestellt. Durch ein Ad-hoc-Konzept ist es möglich, semantisch inkongruente Äußerungen sinnvoll zu interpretieren und die im Kapitel 1 genannte Problematik im Zusammenhang mit der Bedeutungstheorie zu klären.

Im folgenden Abschnitt soll nun eine Abgrenzung vorgenommen werden, wodurch sich das Verstehen einer Metapher von einem anderen figurativen Instrument, nämlich einem Idiom, unterscheidet und wo die Gemeinsamkeiten dabei zu finden sind.

2.4 Idiome

Im Zuge des Abschnitts 2.2. („Sprecher- und Ausdrucksbedeutung“) wurde der Unterschied zwischen Sprecher- und Ausdrucksbedeutung und deren Bedeutung für das Verstehen einer Metapher erklärt.

Die Interpretation einer metaphorischen Äußerung bedingt also kontextuelles Wissen seitens des Hörers, um durch Anreicherung der Aussage auf der impliziten Ebene ein Ad-hoc-Konzept bilden zu können, das ein Verstehen der Bedeutung ermöglicht.

Im folgenden Abschnitt soll erörtert werden, wie das Verstehen von Idiomen erfolgt. Zunächst soll dargestellt werden, wodurch sich ein Idiom von einer Metapher unterscheidet.

- Abgrenzung zwischen Metapher und Idiom

„Dieses Büro ist ein Irrenhaus.“ (Metapher)

„Er hat den Löffel abgegeben.“ (Idiom)

Metaphern sind nach bestimmten Prinzipien ad hoc zusammengesetzte Konstruktionen, deren Bedeutung sich aus dem Kontext erschließen lässt, also sozusagen „Ad-hoc-Idiome“. Der Sprecher hat nämlich ad hoc eine figurative Äußerung gebildet. Es lässt sich anhand der Konstituenten analog dem im vorigen Abschnitt beschriebenen Prozess eine Bedeutung ableiten.

Das Idiom hingegen ist eine bereits bestehende Redewendung, deren Bestandteile zumeist nicht beliebig ausgetauscht werden können. Der Sprecher greift auf die vorgefertigte Phrase zurück, es handelt sich sozusagen um eine „gefrorene Metapher“.

Es erfordert oft spezifische Kenntnis der Bedeutung eines Idioms, da anhand der Äußerung an sich eine Interpretation nur schwer möglich ist. Auch ist die Herkunft von Idiomen in den meisten Fällen auch nicht unmittelbar – zumindest nicht ohne gesonderte Kenntnis der Etymologie – ableitbar.

Eine detailliertere Behandlung dieser Aspekte erfolgt im Laufe dieses Abschnittes.

Die Metapher liegt also, wie bereits im Abschnitt 2.2 („Sprecher- und Ausdrucksbedeutung“) dargestellt, im Bereich der Sprecherbedeutung (das heißt

was der Sprecher auszudrücken beabsichtigt), und wird in weiterer Folge in die Ausdrucksbedeutung übergeleitet (die Äußerung erhält durch kontextuelle Information ihre Bedeutung).

Das Idiom liegt ebenso wie die Metapher im Bereich der Sprecherbedeutung und verfügt auch über eine Ausdrucksbedeutung, doch diese ist zumeist noch weniger offensichtlich als bei der Metapher. Dies ist am folgenden Beispiel ersichtlich:

„John kicked the bucket.“

= „John hat ins Gras gebissen.“

= „John hat den Löffel abgegeben.“

= John ist gestorben.

Hier gibt es semantisch keinen präzisen Anhaltspunkt, welche Gemeinsamkeiten der Biss ins Gras oder die Abgabe eines Löffels mit dem Ableben aufweist. Es ist also in diesem Fall allein anhand des Ausdruckes nicht offensichtlich, was der Sprecher meint.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen Metapher und Idiom liegt also in der Art des Prozesses, wie die Äußerung interpretiert wird. Es handelt sich um unterschiedliche Verhältnisse zwischen der Sprecher- und der Ausdrucksbedeutung. Der idiomatische Ausdruck wurde aus einem „vorgefertigten Set“ ausgewählt und lässt somit in manchen Fällen – weder semantisch noch morphosyntaktisch – einen unmittelbaren Rückschluss auf dessen propositionalen Inhalt zu. Deshalb ist oft die Kenntnis des Idioms als spezifischer Terminus für das Verstehen erforderlich.

Im folgenden Abschnitt wird zunächst einmal auf die Kompositionalität von Idiomen eingegangen, also in wie weit ein Idiom einen semantischen Zusammenhang zur figurativen Bedeutung aufweist.

2.4.1 Kompositionalität von Idiomen

- Nicht kompositionale Idiome

Üblicherweise wird die Bedeutung einer Äußerung durch die Bedeutung der einzelnen Wörter unter Berücksichtigung der syntaktischen Struktur erschlossen. Bei Idiomen ist das jedoch zumeist nicht möglich, wie man an den nachstehenden Beispielen erkennen kann.

- a. „John kicked the bucket.“
- b. „*The *bucket* was kicked by John.“ (Vega-Moreno, 2003)
- c. „*The *bucket*, John kicked yesterday.“ (Vega-Moreno, 2003)
- d. „*I think he will *kick the rusty bucket* soon.“ (Vega-Moreno, 2003)

Die Äußerung a. kann, semantisch analysiert, nicht verstanden werden. Auch eine metaphorische Interpretation ergäbe keinen Sinn. Das Idiom „to kick the bucket“ besteht als fixer Lexikoneintrag und bedeutet „sterben“. Die abgeleiteten Beispiele b. als Passivierung, c. als Topikalisierung und d. als Modifizierung sind nicht möglich, da die idiomatische Redewendung a. aus fix angeordneten Konstituenten besteht:

Die Äußerung „to kick the bucket“ oder „ins Gras beißen“ ist als einzelner lexikalischer Begriff, also als Lexikoneintrag (mit der wörtlichen Übersetzung „sterben“) anzusehen, der mental als „Block“, als „gefrorene Einheit“ abgespeichert ist.

Die Besonderheit dabei ist, dass es bei derartigen Redewendungen mehrere Wörter samt ihrer syntaktischen Struktur sind, die als Ganzes als Begriff zu verstehen sind. Die Kombination der einzelnen Begriffe in ihrer wörtlichen Bedeutung ist seltener anzutreffen („den Kübel treten“ beziehungsweise „ins Gras beißen“).

Diese Form von Idiomen wird als „nicht kompositional“ bezeichnet (Vega-Moreno, 2003). Es handelt sich um eine „none-to-one“-Beziehung zwischen den einzelnen Konstituenten und der figurativen Bedeutung der Phrase. Das bedeutet, dass keines der Bestandteile des Idioms, nämlich weder einzeln noch als Einheit, zur figurativen Bedeutung der ganzen Phrase beiträgt.

- Kompositionale Idiome

Es gibt jedoch auch semantisch weniger opake Idiome. Diese können auch aufgrund ihrer morphosyntaktischen Form verstanden werden.

Innerhalb der kompositionalen Idiomen werden

- „abnormal kompositionale“ Idiome von
- „normal kompositionalen“ Idiomen

unterschieden.

Bei ersteren handelt es sich um eine „all-to-one“-Beziehung, bei der die ganze Phrase die figurative Bedeutung ausdrückt:

„Jemanden ins Boot holen.“

„Sie sprang beidbeinig ins Fettnäpfchen.“

„Ihr wird schon keine Perle aus der Krone fallen.“

Hier ist es ein Block aus mehreren Begriffen, der das Idiom ausdrückt. Die Phrase weist – im Unterschied zu nicht kompositionalen Idiomen – zumindest einen konzeptuellen Zusammenhang zur figurativen Bedeutung auf. Jemanden ins Boot zu holen erzeugt ein Bild, das das Gemeinte, nämlich jemanden als Mitstreiter zu gewinnen, erkennen lässt.

Bei „normal kompositionalen“ Idiomen trägt jedes einzelne Wort direkt zur idiomatischen Bedeutung bei.

„Er hatte die Fäden in der Hand.“

Dieses Idiom hat sogar wortwörtlich genommen einen Bezug zu seiner figurativen Repräsentation.

Idiomatische Ausdrücke bilden eine heterogene Klasse auf einem Kontinuum hinsichtlich ihrer Kompositionalität:

„das Eis brechen“ <-> „sich kein Bein brechen“ oder

„die Fäden in der Hand haben“ <-> „jemanden ins Boot holen“ <-> „den Löffel abgeben“

Je höher der Grad an Kompositionalität ist, das heißt, je „näher“ die figurative Bedeutung an der semantischen Repräsentation liegt, desto früher werden Idiome von Kindern erworben und desto schneller werden sie von Erwachsenen verarbeitet (Vega-Moreno, 2003).

2.4.2 Klassifizierung von Idiomen

Vega-Moreno (2003) klassifiziert Idiome nach folgenden Kriterien:

- Konventionalität, also das Verhältnis zwischen Anordnung der einzelnen Wörter und deren semantischer Repräsentation,
- Analysierbarkeit und

- Transparenz.

Idiome bilden nicht nur (wie oben beschrieben) hinsichtlich ihrer Kompositionalität eine heterogene Klasse, sondern auch hinsichtlich ihrer Analysierbarkeit und ihrer Transparenz:

„Spill the beans“, „break the ice“, „bark up the wrong tree“,
 „fed up to the back teeth“ (Vega-Moreno, 2003)

Nach Vega-Moreno (2003) besteht auch immer eine gewisse Arbitrarität bestimmter Begriffe eines Idioms: es ist zum Beispiel arbiträr, warum etwas auf Englisch

„an arm and a leg“

kostet, während es im Spanischen und im Italienischen

„an eye of your face“ oder

„an eye of your head“

kostet.

- Idiome mit fixer Anordnung der Konstituenten

Idiome wie

„kick the bucket“

weisen eine fixe Anordnung auf, die (wie aus den obigen Beispielen in 2.4.1 a. bis d. ersichtlich ist) nicht variierbar ist. Diese Kategorie von Idiomen gilt auch als nicht kompositional, wie im vorigen Abschnitt beschrieben wurde.

- Idiome mit variationstoleranter Anordnung

Nachfolgende Beispiele erlauben eine gewisse Variation und behalten dadurch trotzdem ihre Bedeutung:

„The most important thing now ist that *we leave no legal stone unturned.*“
 (Vega-Moreno, 2003)

„Man muss schon die *Kirche* im *Dorf* lassen.“

Selbst wenn der Hörer das Idiom nicht kennt, ist ein Verstehen der Äußerung aufgrund des sprachlich erzeugten Bildes möglich.

Diese Art von Idiomen kann individuell modifiziert werden und trotzdem

verständlich bleiben:

„Ok there. Now you are *barking up the right tree!*“ (Vega-Moreno, 2003)

„Es war aber wirklich nicht notwendig, die *Kirche* aus dem *Dorf* zu holen.“

Unter diese Kategorie von Idiomen fallen die kompositionalen Idiome, die im vorigen Abschnitt dargestellt wurden.

2.4.3 Das Verstehen von Idiomen

Es wird behauptet, dass die Semantik/Pragmatik-Unterscheidung nicht nur auf Satz- sondern auch auf Wortebene existiert und die menschliche Vorstellungskraft soweit reicht, weit mehr Konzepte zu konstruieren, als die Sprache auszudrücken vermag. Darüber hinaus ist unsere Schlussfolgerungsfähigkeit stark genug, das beabsichtigte Konzept anhand des kodierten Konzeptes innerhalb des gegebenen Kontextes zu erkennen. (Vega-Moreno, 2003)

„With five older sisters, David has always been the *prince* of the house.“

(Vega-Moreno, 2003)

Bei der Äußerung von Idiomen geht der Sprecher davon aus, dass der Hörer diese interpretieren kann.

Der Hörer geht bei der Dekodierung einer idiomatischen Äußerung von der Annahme der optimalen Relevanz aus und er wird durch den relevanztheoretischen Verstehensprozess die Diskrepanz zwischen linguistischer Kodierung und Kommunikationsinhalt, sowohl explizit als auch implizit, überbrücken. (Vega-Moreno, 2003)

Der Hörer zieht beim Verstehen eines Idioms das Konzept der Äußerung und der idiomatischen Anordnung als Schlüssel zu den Explikaturen und Implikaturen heran, das der Sprecher auszudrücken beabsichtigt. Entsprechend dem relevanztheoretischen Prozess des geringsten Aufwandes folgt der Hörer den enzyklopädischen Ansätzen, um kontextuelle Annahmen auf der Suche nach Implikationen zu treffen.

Eine zunächst oberflächliche Interpretation führt zur Anpassung des Gehörten in Richtung eines Ad-hoc-Konzeptes, wobei der Teil verarbeitet wird, der zum intendierten Konzept hinführt:

„I cannot stand the way my boyfriend is *tied to his mother's apron strings.*“

(Vega-Moreno, 2003)

Zunächst wird das Konzept TIE herangezogen, das so etwas wie „an etwas gebunden sein“ beinhaltet. Das Ad-hoc-Konzept TIE* zeigt einen virtuellen Prozess des „Gebundenseins“ an. Somit wird das Verstehen der übrigen Äußerung erst möglich.

„Let’s go and *chew the fat* for a while.“ (Vega-Moreno, 2003)

Hier gibt die Interpretation von „chew“ und „fat“ keinerlei Hinweise auf das intendierte Konzept. Im gegebenen Kontext wird der Hörer mit geringstem Verarbeitungsaufwand die Bedeutung zu erkennen versuchen – möglicherweise ist das Idiom bereits bekannt oder der Kontext weist eindeutig auf diese Interpretation hin. Ansonsten wird der Hörer einen neuen Interpretationsversuch starten.

Beispiele wie

„I cannot stand the way my boyfriend is *tyed to his mother’s apron strings*.“
(Vega-Moreno, 2003)

geben dem Hörer Hinweise auf die Interpretation, während zum Beispiel „chew the fat“ als unanalysierbare Anordnung gilt und daher schwieriger beziehungsweise mit mehr Verarbeitungsaufwand zu interpretieren ist.

Der Hörer kann sogar, wenn er das Konzept verstanden hat, neue metaphorische Äußerungen, die diese Repräsentationen widerspiegeln, kreieren:

„Has horrible old Mr. Thomas *kicked the bucket* yet?“

„I don’t think he has even touched it.“ (Vega-Moreno, 2003)

„I think his father must *have pulled a few political strings* to get him out of jail.“ (Vega-Moreno, 2003)

Hier folgt der Hörer auf der Suche nach Implikationen dem Weg des geringsten Aufwandes, nimmt aus diesen Konzepten einige der enzyklopädischen Annahmen heraus und fügt diese in der Reihenfolge der Zugänglichkeit dem Kontext bei, um die Explikaturen und Implikaturen zu erhalten. Die Konzepte PULL und STRING verraten, dass hier Kraft im Spiel sein muss und werden zu Ad-hoc-Konzepten erweitert. Auch FEW und POLITICAL dienen als Input, um die Äußerungsbedeutung zu erkennen. (Vega-Moreno, 2003)

Hier wird ein on-line Ad-hoc-Konzept gebildet, und nicht auf ein bestehendes, gelerntes Idiom zurückgegriffen, um die Äußerung zu verstehen.

Der Hörer kann aber nicht immer die Äußerungsbedeutung erkennen, selbst wenn er das Idiom richtig interpretieren kann. Sobald das erzielte Konzept die Relevanzerwartung erfüllt hat, selbst wenn die kodierten Konzepte noch nicht tiefgreifend verarbeitet wurden, kann auch übersehen werden, dass die idiomatische Äußerung auch eine wörtliche Bedeutung haben kann (Vega-Moreno, 2003).

Der Verarbeitungsaufwand für die Interpretation von Äußerungen hängt davon ab, wie bald der Hörer zur Erfüllung seiner Relevanzerwartungen kommt.

Je mehr kontextgegebene Hinweise vorhanden sind und je vertrauter der Hörer mit dem Idiom ist, desto einfacher kann die Bedeutung erkannt werden und desto geringer ist der Verarbeitungsaufwand (Vega-Moreno, 2003).

Es wird nicht davon ausgegangen, dass der Verarbeitungsaufwand beim Verstehen von Idiomem höher ist als bei wörtlich gemeinten Aussagen, da das vom Sprecher intendierte Konzept jedenfalls on-line aus den Informationen der Konzepte des Idioms sowie des Kontextes erstellt wird: (Vega-Moreno, 2003)

„I cannot open the freezer because of the ice.“ (Vega-Moreno, 2003)

„(Dentist) Open your mouth.“ (Vega-Moreno, 2003)

Um Äußerungen zu tätigen, für die keine wörtliche Bezeichnung zur Verfügung steht, greift man auf Idiome zurück, die nach Bedarf auch verändert werden können. Damit wird der Hörer aufgefordert, das ursprüngliche Konzept derart zu verengen, um zu den Implikationen zu gelangen, die ausgedrückt werden sollen. (Vega-Moreno, 2003)

Auch hier erfolgt die Bildung des Ad-hoc-Konzeptes on-line, indem hier der Zeitbegriff in den folgenden Beispielen individuell angepasst wird:

„After the Paddington derailment, trains arrive *at snail's pace*.“ (Vega-Moreno, 2003)

„After she broke her hip, my grandma walks *at snail's pace*.“ (Vega-Moreno, 2003)

Dieses Kapitel hat gezeigt, welche Prozesse beim Verstehen von Idiomem

ablaufen.

Im folgenden Abschnitt 2.5 werden Metaphern dem Vergleich gegenübergestellt, da durch diese Abgrenzung der Aspekt des Ad-hoc-Konzeptes nochmals sehr gut dargestellt werden kann.

2.5 Metaphern und Vergleiche

Wie im Abschnitt 2.3 dargestellt, werden gemäß dem leicht überarbeiteten Ansatz der Relevanztheorie Ad-hoc-Konzepte gebildet, um eine Äußerung zu interpretieren. Wie zu Beginn des Kapitels 1 erwähnt wurde, finden sich im Rahmen der vorliegenden Arbeit keine weiteren Ausführungen zu anderen rhetorischen Figuren, wie Ironie oder ähnlichem.

Um aber das Prinzip der Ad-hoc-Konzepte noch stärker zu verdeutlichen, sollen nachstehende Beispiele zeigen, wodurch sich die Metapher vom Vergleich unterscheidet:

a. „Mary is a bulldozer.“ (Metapher) (Carston, 2002).

b. „Mary is like a bulldozer.“ (Vergleich) (Carston, 2002).

Die Implikaturen beider Sätze sind gleich, nämlich dass Mary hartnäckig und stur ist, andere Meinungen ignoriert und dergleichen.

Die Metapher, also Beispiel a., wirkt aber direkter und stärker als b., der Vergleich. In a. werden zwei ungleiche Kategorien miteinander verbunden, indem gesagt wird, dass eines das andere tatsächlich ist, also ein eigenes Ad-hoc-Konzept als Teil des expliziten Inhaltes gebildet wird.

ad a. Mary is a BULLDOZER*.

Hier ist BULLDOZER* das Ad-hoc-Konzept mit menschlichen Eigenschaften.

Beim Vergleich wird aber kein eigenes Ad-hoc-Konzept gebildet, das lexikalische Konzept bleibt erhalten. Die beiden unterschiedlichen Kategorien (Mensch und Maschine) werden einander nur gegenübergestellt, es gibt kein Ad-hoc-Konzept, das vom lexikalischen Konzept abweicht.

ad b.:

aa. „MARY IS LIKE A BULLDOZER*.“ (Carston, 2002).

bb. „MARY IS LIKE A BULLDOZER.“ (Carston, 2002).

cc. „Mary is like a human being.“ (Carston, 2002).

dd. „A pear is like a fruit.“ (Carston, 2002).

Beispiel aa. ergibt insofern keinen Sinn, als Mary – durch die Bildung des Ad-hoc-

Konzeptes BULLDOZER*, das den Begriff „bulldozer“ als „Menschen mit bestimmten Eigenschaften“ expliziert, – mit etwas aus derselben Kategorie verglichen wird.

Anschaulicher wird dies in cc.: auch hier wird ein Begriff „Mary“ aus einer Kategorie „menschliches Wesen“ mit der Kategorie, der er angehört, nämlich „menschliches Wesen“, verglichen.

Analog dazu ist Beispiel dd. zu verstehen: „Eine Birne ist wie eine Frucht.“ ist keine sinnvolle Aussage, da eine Birne eine Einheit aus der Kategorie Frucht ist.

Das bedeutet also, dass ein Vergleich eines Begriffes mit seiner übergeordneten Kategorie keine neue Information bringt und somit keine sinnvolle, informative Äußerung darstellt. Bei der Metapher ist sehr wohl – implizit – neue Information enthalten.

Durch die Verwendung von Metaphern ist es also möglich, kommunikativ explizit wenig auszudrücken, dem Hörer aber viel Spielraum durch die Interpretation zu überlassen.

In diesem Kapitel wurden linguistische Überlegungen im Zusammenhang mit Metaphern dargestellt. Es wurde gezeigt, dass Äußerungen, die wahrheitstheoretisch als problematisch anzusehen sind, durch Bildung eines Ad-hoc-Konzeptes mental in eine fassbare Repräsentation gebracht werden. Weiters wurde erörtert, in welchem Bereich die Differenzierung zwischen Metaphern und Idiomen vorgenommen werden kann.

Das nachfolgende Kapitel wird sich nun mit einigen psycholinguistischen Aspekten beim Verständnis von Metaphern befassen. Es soll versuchen zu zeigen, welche kognitiven Prozesse das Verständnis von Metaphern ermöglichen.

3 Kognitive Prozesse beim Verstehen von Metaphern

Wie im Zuge des zweiten Kapitels dieser Arbeit erläutert wurde, wird im Sinne des relevanztheoretischen Verstehensprozesses die Bedeutung von Äußerungen, im speziellen von figurativen Ausdrücken, anhand des Kontextes hergeleitet.

Es stellt sich die Frage, wie dieser Prozess erfolgt. Es soll geklärt werden, wie wir entscheiden, was eine Aussage bedeuten könnte und wie wir beurteilen, welche Bedeutungsvarianten ausscheiden, welche Elemente also wegzufiltern sind.

Wie im Abschnitt 1.1.3.2 („Josef Stern“) dargestellt wurde, wird angenommen, dass die Verarbeitung von Metaphern bei Vorhandensein ausreichenden Kontextes gleich schnell wie jene wörtlicher Sprache erfolgt.

Wie ist das möglich, wenn doch das Gehörte nicht dem Gemeinten entsprechen kann? Braucht es nicht mehr Zeit, hinter den vernommenen, wörtlich falschen Text zu blicken, um die Absicht zu erkennen?

Wir konstruieren Ad-hoc-Konzepte, die uns einen Begriff in der jeweiligen Situation verständlich machen, doch wie wird das Ad-hoc-Konzept so schnell gebildet? Was zieht der Hörer dabei in Betracht?

Offensichtlich wird dieser Prozess der Entscheidung über das jeweils „richtige“ Konzept unbewusst gesteuert. Mit der Frage, wie wir zu unseren Entscheidungen und Urteilen – unter anderem auch bei der Interpretation von Äußerungen – gelangen, hat sich Daniel Kahneman in *Thinking, fast and slow* befasst. In seinen Arbeiten untersucht er unter anderem, welche Mechanismen im kognitiven System dabei aktiv werden.

Um diese Fragestellung zu erläutern, muss weiter ausgeholt werden: Kahneman bezieht sich in seinen Überlegungen auf das grundsätzliche Prinzip des Dual Route Modells.

3.1 Dual Route Modelle

Dual Route Modelle sind grundsätzlich Erklärungsmodelle, die zur Beschreibung von kognitiven Mechanismen und Prozessen im Zusammenhang mit Informationsverarbeitung herangezogen werden.

„Dual Route models are scientific hypotheses about the cognitive architecture of the information-processing system used for reading and spelling.“

(Coltheart et al., 2001)

Es handelt sich um Modelle, die bei der Beschreibung der mentalen Repräsentation von Informationen auf kognitive Alternativen verweisen, und die sich auf die Interaktion zwischen diesen Alternativen beziehen.

Vereinfacht ausgedrückt wird bei diesem Modell deutlich, dass es bei der Verarbeitung von Informationen zwei verschiedene Varianten der mentalen Repräsentation gibt: eine regelbasierte, automatisch abrufbare und eine individuelle, einzeln gelernte Variante.

Eine Erklärung für das Dual Route Modell soll nun anhand des folgenden Beispiels erfolgen. Eines der bekanntesten Vertreter eines Dual Route Modells zeigt Pinker am Beispiel der Verarbeitung morphologischer Prozesse, im speziellen der Verwendung des Plurals:

Der Plural im Englischen wird zu einem überwiegenden Teil durch das Suffix –s gebildet („car / car-s“).

Es wird davon ausgegangen, dass Wörter, deren Plural nicht auf –s gebildet wird, also unregelmäßige Pluralformen („mouse / mice“), gelernt wurden und im mentalen Lexikon samt der grammatikalischen Zusatzinformation abgespeichert sind.

Bei Fehlen eines solchen Lexikoneintrages wird eine morphologische Regel angewandt und der Plural wird mit der Defaultform Stamm + Suffix –s gebildet.

(Pinker, 1991)

Das bedeutet, dass das Dual Route Modell beschreiben will, dass es zwei Varianten der mentalen Repräsentation gibt:

- eine jeweils einzeln gelernte, individuelle Form, die im mentalen Lexikon abgespeichert ist, und
- eine auf alle anderen Fälle anzuwendende Regel, im beschriebenen Beispiel: Stamm + Suffix –s

Das bedeutet auch, dass es grundsätzlich zwei Formen des Zugriffs bei der Auswahl von Optionen gibt:

- eine einfach zugängliche Form, die automatisch und in erster Linie in Erwägung gezogen wird, und
- eine Form, die eine mehr oder weniger bewusste Auseinandersetzung erfordert.

Ein weiteres Beispiel für ein Dual Route Modell ist die Erklärung der Modularität des menschlichen Gehirns, die Jerry Fodor in *The Modularity of Mind* bietet (Fodor, 1983):

3.1.1 Modularität nach Jerry Fodor (1983)

Mit diesem Ansatz beschreibt Fodor die funktionale Architektur von mentalen Strukturen im menschlichen Gehirn, indem er zwischen horizontalen und vertikalen Fähigkeiten beziehungsweise Hilfssystemen und zentralen Systemen unterscheidet. Er gibt damit einen Einblick in die mögliche funktionale Struktur des Gehirns und schafft die Voraussetzung, dass die Verarbeitung kognitiver Prozesse soweit wie möglich erklärt werden kann.

3.1.1.1 Horizontale Fähigkeiten

Eine horizontale Fähigkeit ist nach Fodor ein funktional distinktives, kognitives System, dessen Operationen Gehaltsdomänen überschreiten (Fodor, 1983:13). Als Beispiele für horizontale Fähigkeiten nennt Fodor das Gedächtnis, Vorstellungsvermögen, Aufmerksamkeit, Sensibilität, Wahrnehmung, Urteilsvermögen oder andere.

Diese Fähigkeiten bestehen unabhängig vom mentalen Gehalt, das bedeutet, dass beispielsweise die Fähigkeit zur Aufmerksamkeit unabhängig davon, ob es sich um visuelle oder auditive Aufmerksamkeit handelt, als Funktion an sich zu betrachten ist, die sich über sämtliche mentalen Bereiche erstreckt.

Selbstverständlich ist diese Funktion von unterschiedlichen anlassbezogenen

Kriterien abhängig, doch ist die Fähigkeit im Sinne der funktionalen Struktur als domänenüberschreitende Fähigkeit von vertikalen Fähigkeiten abzugrenzen.

3.1.1.2 Vertikale Fähigkeiten

Eine vertikale Fähigkeit hingegen ist ein funktional distinktives, kognitives System, dessen Operationen Gehaltsdomänen prinzipiell nicht überschreiten (Fodor, 1983). Vertikale Fähigkeiten sind autonom hinsichtlich der Verarbeitung und können daher in Module eingeteilt werden. Beispiele für vertikale Fähigkeiten sind: Musikalität, mathematische Fähigkeiten, bestimmte sprachliche Komponenten und andere.

Horizontale Fähigkeiten haben an irgendeinem Punkt Zugang zu diesen Modulen. Das bedeutet, dass die horizontalen Fähigkeiten, wie Gedächtnis oder dergleichen, zunächst zwar unabhängig von der jeweiligen Domäne bestehen, jedoch spezifisch für jedes Modul zu betrachten sind. Das heißt, das Erinnerungsvermögen kann hinsichtlich mathematischer Fähigkeiten mangelhaft sein, während es bezüglich musikalischer Fähigkeiten ausgezeichnet sein kann und gleichzeitig eine andere horizontale Fähigkeit in musikalischer Hinsicht weniger gut und im mathematischen Bereich besser ausgeprägt sein kann.

Unter anderem in diesem Punkt widerspricht Fodor den Theorien Franz Joseph Gall's. Dieser gilt als Begründer der Phrenologie; einer Lehre, die versuchte, geistige Fähigkeiten einer bestimmten Gehirnregion zuzuordnen. Diese Ansätze boten eine Grundlage für die Lokalisationslehre der heutigen Neurowissenschaften.

Die Phrenologie sieht hier aber einen direkten Zusammenhang zwischen der Gehirn- beziehungsweise der Schädelform des Menschen und seinen geistigen Eigenschaften, seiner Intelligenz und seinen Charaktereigenschaften, was letztendlich – nicht zuletzt aufgrund von Diskriminierungsproblematiken – zu härtesten Kritiken geführt hat.

Gall geht davon aus, dass es keine horizontalen Fähigkeiten gibt. Das begründet dieser primär damit, dass Fähigkeiten, wie zum Beispiel das Erinnerungsvermögen, nicht als eine einzige, über sämtliche Domänen hinweg bestehende Fähigkeit dargestellt werden können, da eine gute Performanz in einem Modul auch eine gut ausgeprägte Fähigkeit in allen anderen Modulen zur Folge hätte. Gall sieht horizontale Fähigkeiten, wie sie nach Fodors Definition

bestehen, als Attribute, so wie auch andere grundlegende psychologische Qualitäten (Fodor, 1983).

Nach Fodor handelt es sich bei der Architektur des menschlichen Gehirns also um eine Kombination aus horizontalen und vertikalen Fähigkeiten. Nun ist noch zu erklären, wie diese kognitiven Fähigkeiten organisiert sind.

Zur Einteilung kognitiver Systeme sind folgende Kriterien relevant (Fodor, 1983):

- Ist das System domänenspezifisch oder gehen seine Operationen über Gehaltsdomänen hinaus?
- Ist das verarbeitende System angeboren oder wird seine Struktur durch eine Art Lernprozess geformt?
- Ist das System aus einigen elementaren Subprozessen zusammengesetzt oder lässt sich seine Architektur relativ direkt auf seine neuronalen Implementationen abbilden?
- Ist es „hardwired“ (in dem Sinne, dass es mit spezifischen, lokalisierbaren und strukturierten neuronalen Systemen assoziiert ist) oder ist es durch relativ equipotentiale neuronale Mechanismen implementiert?
- Ist es in der Verarbeitung autonom oder teilt es sich horizontale Fähigkeiten – wie Gedächtnis, Aufmerksamkeit – mit anderen kognitiven Systemen?

(Fodor, 1983).

Fodor zieht zur Erklärung des menschlichen Geistes einen Vergleich zu Turingmaschinen. Diese dienen im Allgemeinen als einfache, symbolmanipulierende Vorrichtungen dazu, mit Hilfe ihrer interagierenden Subsysteme Operationen durchzuführen. Diese Subsysteme sind beispielsweise das Band, der Abtaster, der Drucker oder anderes. Turingmaschinen können eine bestimmte Anzahl an Operationen durchführen: starten, anhalten, das Band bewegen, bandlesen oder drucken. Allerdings sind diese Maschinen geschlossene Verarbeitungssysteme; sie agieren innerhalb ihres Systems, die Umgebung ist für sie irrelevant (Fodor, 1983: 39).

Der wesentliche Unterschied zum menschlichen Geist ist, dass dieser als

integrierender Bestandteil mit der Außenwelt interagiert und Informationen von außen bezieht. Man kann sich also Turingmaschinen als Modelle in der kognitiven Psychologie vorstellen, indem diese in verschiedene Hilfssysteme eingebettet sind, und dadurch in ihrer Verarbeitung beeinflusst werden (Fodor, 1983: 39).

Nach Fodor bedeutet das, dass unsere vertikalen Fähigkeiten durch periphere Hilfssysteme, die als Input-/Outputsysteme fungieren, und unsere horizontalen Fähigkeiten durch zentrale Systeme unterstützt werden.

3.1.1.3 Hilfssysteme als Input-/Outputsysteme

Inputsysteme sind beispielsweise gewisse Komponenten des Perzeptionssystems, wie die Sehfähigkeit (und weitere für jeden unserer Sinne) oder das sprachverstehende System.

Outputsysteme sind Prozesse, bei denen die motorische Kontrolle eine Rolle spielt oder auch die Sprachproduktion.

Inputsysteme sind für Fodor ebenso Module wie vertikale Fähigkeiten (Fodor, 1983: 46).

Fodor benennt acht Eigenschaften von modularen Systemen:

- a) Domänenspezifität
- b) Zwanghaftigkeit der Verarbeitung
- c) beschränkter zentraler Zugang auf Input-/Outputsysteme
- d) Schnelligkeit
- e) Abgekapseltheit hinsichtlich der Information
- f) Seichtheit
- g) fixierte neuronale Architektur
- h) möglicher Zusammenbruch

Ad a) ist zu festzuhalten, dass vor allem die Forschungsergebnisse aus dem Bereich des Sehvermögens bestätigen, dass modulare Systeme domänenspezifisch sind: Es konnten Farbperzeption, Formanalyse und die Analyse von dreidimensionalen räumlichen Relationen als drei unterschiedliche Module identifiziert werden.

Auch im auditiven Bereich wurden die grammatische Strukturierung von

Äußerungen oder das Erkennen von melodischen oder rhythmischen Strukturen als jeweils einzelne Module erkannt.

Punkt b), Zwanghaftigkeit der Verarbeitung, bedeutet, dass der Mensch nicht anders kann, als eine sprachliche Äußerung als solche wahrzunehmen oder auch einen visuellen Stimulus in Form eines Objektes in einem dreidimensionalen Raum wahrzunehmen.

Hier verweise ich auf die Beobachtungen hinsichtlich der Transparenz von Metaphern von Guttenplan (2005: 22), dessen Ansätze im Rahmen dieser Arbeit unter Punkt 1.1.3.2 („Guttenplan (2005)“) dargestellt wurden.

Es handelt sich also um eine Beschränkung von Inputsystemen, immer automatisch und unwillkürlich angewendet werden zu müssen. Dieser Mechanismus kommt einem Reflex gleich, der von Willkür unbeeinflusst zum Tragen kommt.

Die unter c) angeführte Eigenschaft von Ebenen der Input-/Outputsysteme, für das Bewusstsein relativ unzugänglich zu sein, zeigt sich darin, dass ein Stimulus im Zuge seiner Verarbeitung durch ein System auch eine bestimmte Anzahl von Zwischenanalysen durchlaufen muss. Diese Zwischenanalysen folgen einem hierarchischen Prinzip. Die untersten Zwischenebenen, das heißt jene, die den In- oder Outputs der Wandler (Seh-, Hör- und Artikulationsapparate) am meisten entsprechen, sind für horizontale Fähigkeiten beziehungsweise das Bewusstsein unzugänglich.

Umgekehrt verhält sich diese Beziehung zu den zentralen Systemen: je weiter eine Repräsentation vom Wandler-Output entfernt ist, desto erkennbarer ist sie für zentrale Systeme.

Input-/Outputsysteme sind in ihrer Verarbeitung sehr schnell und reflexartig.

Das Kriterium der Abgekapseltheit bedeutet, dass beispielsweise unser Wissen über Grammatik unbewusst besteht, aber es darüber hinaus auch nicht in unser System von Schlussfolgerungen integriert ist. Das bedeutet, dass Glaubenszustände nur dann Schlussfolgerungen erlauben, solange sie bewusst bestehen.

Die unter f) angeführte Eigenschaft der Seichtheit resultiert aus den bisher genannten Kriterien: Input-/Outputsysteme agieren schnell und sind abgekapselt,

das heißt, sie haben eingeschränkten Symbolzugriff. Die spezifische, funktional gebundene Information, die verarbeitet wird, hat daher seichten Bedeutungsgehalt in Bezug auf ihre Form. Hinsichtlich des Gehalts der Information ist zu sagen, dass für die Verarbeitung von Gehalt ein Hintergrundwissen im Sinne von horizontalen Fähigkeiten notwendig ist. Semantische Information ist zu einem gewissen Teil nicht seicht, sondern es ist eine tiefergreifende Verarbeitung nötig.

Die unter g) genannte fixe neuronale Architektur und der unter h) erwähnte mögliche Zusammenbruch werden primär im Zusammenhang mit sensorischen Zentren angenommen.

3.1.1.4 Zentrale Systeme

Zentrale Systeme fungieren als Systeme mit nicht-modularen Strukturen als Unterstützung der horizontalen Fähigkeiten. Darunter sind beispielsweise das Langzeitgedächtnis beziehungsweise all jene kognitiven Strukturen zu verstehen, die unserem allgemeinen Wissen zugrunde liegen.

Vereinfacht ausgedrückt erfolgt die Aufnahme einer Information folgendermaßen: Eine via Inputsystem einlangende Information wird mit Hilfe des zentralen Systems, also unter Zuhilfenahme eines Hintergrundwissens, überprüft, ehe sie Eingang in unser vertikales System findet. Daraus folgt, dass unser zentrales System nicht abgekapselt, nicht modular und nicht domänenspezifisch funktionieren kann, da die eingehende Information über sämtliche Domänen hinweg auf bereits bestehendes Hintergrundwissen überprüft werden muss.

Ein Beispiel dafür, dass das zentrale System nicht an der Verarbeitung einer Information beteiligt ist, ist das zeitverzögerte Nachsprechen von Äußerungen. In diesem Fall ist die Syntax als vertikale, modulare Fähigkeit beteiligt: eine ungrammatische Äußerung wird als falsch erkannt. Die semantische Information hingegen (als horizontale Fähigkeit) wird nicht verarbeitet, also der semantische Gehalt der Äußerungen wird nicht reflektiert.

Dieser Abschnitt soll darlegen, dass Modularität im Sinne eines Dual Route Modells geeignet ist, zu zeigen, dass mentale Verarbeitung durch zwei unterschiedliche Systeme erfolgt: ein langsames, bewusstes System, das durch die zentralen Systeme und die horizontalen Fähigkeiten repräsentiert ist und ein schnelles, seichtes System, das die Input-/Outputsysteme kennzeichnet.

Vor diesem Hintergrund soll nun die Arbeit von Kahneman (Kahneman, 2011) vorgestellt werden, die auch auf der Grundlage eines Dual Route Modells beruht.

3.2 Daniel Kahneman: *Thinking, fast and slow*

Daniel Kahneman (Kahneman, 2011) hat gemeinsam mit Amos Tversky, der 1996 verstorben ist, herauszufinden versucht, welche mentalen Prozesse beim Entstehen von Entscheidungen beteiligt sind.

Im Zuge ihrer gemeinsamen Arbeit haben sie eine Vielzahl an Experimenten durchgeführt, deren Ergebnisse ihnen spezifische Einblicke in die menschliche Gedankenwelt ermöglicht haben.

Kahneman beschreibt in seinem Buch, dass der Mensch grundsätzlich über zwei kognitive Modi verfügt, er bezeichnet sie als „System 1“ und „System 2“. Ein Beispiel soll klarmachen, wodurch sich die beiden Systeme voneinander unterscheiden. Man betrachte die folgende Aufgabenstellung:

Ein Schläger und ein Ball kosten zusammen \$ 1,10.

Der Schläger kostet um einen Dollar mehr als der Ball.

Wieviel kostet der Ball?

(Kahneman, 2011: 44)

Der Großteil der Befragten gibt spontan „zehn Cent“ als Antwort. Dann wäre der Gesamtbetrag aber \$ 1,20. Nach genauerer Überprüfung der Rechenaufgabe zeigt sich, dass „fünf Cent“ die richtige Lösung ist (Kahneman, 2011: 44).

Was war geschehen?

Jene, die mit „zehn Cent“ geantwortet hatten, gaben mit der Lösung ihrem intuitiven Eindruck nach, sie entschieden mit Hilfe des Systems 1. Sie dachten nicht analytisch über das Ergebnis nach, sondern lösten die Aufgabe dem „Bauchgefühl“ folgend, also intuitiv. Erst die bewusste Auseinandersetzung mit dem Rechenbeispiel durch die Anwendung mathematischen Wissens führt zur richtigen Antwort. Dafür ist System 2 verantwortlich (Kahneman, 2011: 44).

3.2.1 Kurzbeschreibung der beiden kognitiven Systeme

- System 1

Die Beobachtung derartiger Entscheidungen führte zur Beschreibung von System 1, nämlich dass es

- intuitiv,
- schnell,
- unbewusst und
- mit wenig Aufwand,
- dafür fehleranfällig

funktioniert.

- System 2

Anders hingegen wird System 2 beschrieben, das

- Aufmerksamkeit erfordert,
- langsam,
- aufwändig und mit Anstrengung,
- logisch,
- zuverlässig,
- wohlüberlegt,
- bewusst und
- Regeln folgend

agiert (Kahneman, 2011).

Ein weiteres Beispiel, das sehr eindrucksvoll die Diskrepanz zwischen den beiden Systemen zeigt, ist das „Linda-Experiment“. Den Probanden wurde folgendes geschildert:

Linda ist einunddreißig Jahre alt, alleinstehend, hat eine offene Art und ist sehr intelligent. Sie hat Philosophie studiert. Als Studentin hat sie sich vielfach gegen Diskriminierung und für soziale Gerechtigkeit eingesetzt, sie hat auch an Anti-Atomkraft-Demonstrationen teilgenommen.

Welches der beiden Szenarien ist wahrscheinlicher?

Linda ist Bankangestellte. (Variante 1)

Linda ist Bankangestellte und in der Frauenbewegung aktiv. (Variante 2)

(Kahneman, 2011: 156)

Der Großteil der Befragten antwortete mit der zweiten Variante. Bei genauerer Betrachtung sieht man allerdings, dass es aus logischen Gesichtspunkten nicht wahrscheinlicher sein kann, dass auf Linda zwei Beschreibungen zutreffen, als dass eine davon zutrifft. Wenn also auf Linda zutrifft, dass sie Bankangestellte und in der Frauenbewegung aktiv ist, ist sie automatisch Bankangestellte. Und das ist wahrscheinlicher als die zweite Variante.

Bei jenen Befragten, die sich für „Variante 2“ als Lösung entschieden haben, hat auch System 1 das Treffen der Entscheidung übernommen (Kahneman, 2011).

3.2.2 Problematik bei System 1

System 1 wendet bei der Beurteilung von Wahrscheinlichkeiten eine heuristische Vorgehensweise an, das bedeutet, es geht von Erfahrungswerten aus der Vergangenheit aus und formt so Hypothesen für aktuelle und künftige Ereignisse. Dabei spielt der Faktor „Verfügbarkeit“ eine wichtige Rolle, da er sinnvolle Regeln für Vorhersagen bildet (Kahneman, 2011).

Das bedeutet, je besser man in der Lage ist, sich ein Ereignis vorzustellen, je besser es also mental verfügbar ist – dafür finden sich im folgenden einige Beispiele – desto höher schätzt man die Wahrscheinlichkeit für dessen Eintreten ein. Beispiele für eine starke Verfügbarkeit eines Ereignisses wären:

- man hat ein Ereignis gerade gut in Erinnerung, weil es vor kurzem erst eingetreten ist,
- ein Ereignis ist medial sehr präsent,
- man hat ein Ereignis unmittelbar, das heißt im näheren Umfeld, erlebt oder mitverfolgt.

Auch wenn die statistische Wahrscheinlichkeit gegen eine häufige Okkurrenz spricht, tendiert man im Allgemeinen dazu, von einer relativ kleinen Stichprobe auf das Ganze zu schließen und die Häufigkeit des Auftretens überzubewerten (Kahneman, 2011).

Einen weiteren Aspekt, der die Urteilsfähigkeit über ein Ereignisses beeinflusst, ist die sogenannte „kognitive Leichtigkeit“. Sie stellt sich ein, wenn unser Gehirn „entspannte Bedingungen“ vorfindet, die ein Einschalten des Systems 2 nicht erforderlich erscheinen lassen. Dadurch entsteht ein Gefühl der Vertrautheit, das

die Akzeptanz einer Situation begünstigt. Man fühlt sich „sicher“ und überlässt eher System 1 die Entscheidung (Kahneman, 2011).

Abbildung 2 zeigt Gründe für und Konsequenzen von „kognitiver Leichtigkeit“:

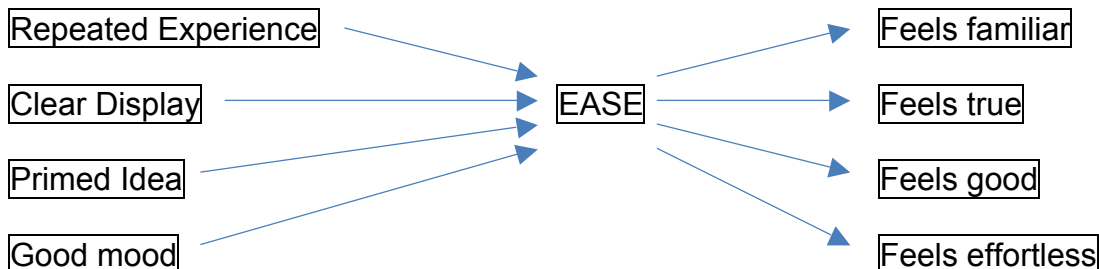


Abbildung 2 (Kahneman: 2011: 60)

Es ist naheliegend, dass auch bewusst Entscheidungen anderer durch Beeinflussung der in Abbildung 2 gezeigten Komponenten gesteuert werden können. Auf diese Thematik soll hier allerdings nicht näher eingegangen werden.

Unsere Urteile werden von Faktoren beeinflusst, die uns selbst nicht bewusst sind: So stolpern wir über Entscheidungen und Einschätzungen, bei denen wohl System 2 der bessere Ratgeber gewesen wäre.

Aber so kritisch Kahneman das teilweise „verfehlte“ Einsetzen von System 1 als Entscheidungsträger betrachtet, als so sinnvoll beschreibt er das Gefüge. Es handelt sich aus evolutionsbiologischer Sicht nämlich um eine zweckmäßige Aufteilung: es gibt Situationen, in denen keine Zeit bleiben würde, um System 2 zu bemühen, einen wohlüberlegten Entschluss zu treffen. Gewisse Prozesse im menschlichen Verhalten, deren Abläufe unbewusst erfolgen, könnten auch gar nicht mit Hilfe von System 2 durchgeführt werden, da dies unökonomisch und sogar störend wäre.

Die Vorhersage beziehungsweise Urteilsfindung durch System 1 ist durchaus ein sinnvoller Mechanismus, da der Mensch üblicherweise nicht in der Lage ist, bei allen seinen Entscheidungen eine komplette Überprüfung von Wahrscheinlichkeiten vorzunehmen. Er ist sozusagen gezwungen, eine kleine Stichprobe zu entnehmen und so auf das Ganze zu schließen.

Die Gefahr und das „Restrisiko“, die dabei bestehen, sind, dass diese Stichprobe

nicht repräsentativ genug war und wir daher in weiterer Folge dazu neigen, in gewissen Bereichen tendenziell zu schnell und zu unreflektiert zu entscheiden und Übergeneralisierungen vorzunehmen. Diese Form der Entscheidungsfindung ist bei jenen Aufgaben gefährlich, die eine akribische Überprüfung der Fakten erfordern. Um bei den von Kahneman verwendeten Termini zu bleiben: wir entscheiden manche Fragen zu sehr im System 1 und zu wenig im System 2 (Kahneman, 2011).

3.2.3 Problematik bei System 2

System 2 hat zur Aufgabe, die tatsächliche Wahrscheinlichkeit anhand von logischen Aspekten und die Intuitionen von System 1 zu überprüfen. Doch System 2 ist anstrengend. Es erfordert bewusste Aktivität und das bedeutet Aufwand (Kahneman, 2011).

Versuche haben gezeigt, dass es weiters auch sehr störanfällig ist. Probanden, die intensiv mit einer Aufgabe beschäftigt waren, wurden abgelenkt und System 2, das von Kahneman als „faul“ beschrieben wird, konnte nur durch größere Anstrengung aufrecht erhalten werden beziehungsweise stellte seine Tätigkeit ein. Wieder ist bewusste Konzentration erforderlich, um die Aufgabe weiter bearbeiten zu können (Kahneman, 2011).

Wir treffen Entscheidungen also mit Hilfe dieser beiden Systeme, indem einmal System 1, einmal System 2 die Führung übernimmt. Es gibt unterschiedliche Faktoren (genetische, allgemein kognitive bis hin zu aufmerksamkeitsbezogenen wie Tagesverfassung, Müdigkeit oder andere), die die Tendenz, welches System in welchen Situationen die Entscheidung übernimmt, beeinflussen (Kahneman, 2011).

Die von Fodor (Fodor, 1983) bezeichneten vertikalen Fähigkeiten mit ihren Hilfssystemen beziehungsweise den Input-/Outputsystemen entsprechen demnach Kahnemans System 1, während horizontale Fähigkeiten mit ihren zentralen Systemen dem System 2 zuzuordnen sind.

Es ist zu klären, was das von Kahneman eingeführte Dual Route Modell von System 1 und System 2 über das Verständnis von Metaphern verraten kann und in wie fern diese Erkenntnisse für die Erklärung des Metaphernverständnisses Anwendung finden könnten.

Bevor ich nun eine Verbindung zwischen Kahnemans Ansätzen und dem Verständnis von Metaphern herzustellen versuche, möchte ich noch den Ansatz von Sarah-Jane Leslie (Leslie, 2007) über Generika darstellen, der geeignet ist, die Strukturierung der kognitiven Prozesse zu erklären.

3.3 Generizität

3.3.1 Generika und Wahrheitsbedingungen

Sarah-Jane Leslie erläutert in ihrem Aufsatz *Generics and the Structure of the Mind* die Problematik von Wahrheitsbedingungen im Zusammenhang mit Generika:

„Tiger haben Streifen.“ (Leslie, 2007)

Diese Generalisierung bedeutet nicht, dass alle Tiger Streifen haben, da es eine geringe Anzahl von Tigern gibt, die keine Streifen haben, nämlich Albinotiger. Stattdessen ist in dieser Aussage die Tatsache enthalten, dass es neben der überwiegenden Menge an gestreiften Tigern eben auch eine kleine Menge dieser streifenlosen Tiger gibt. Möglicherweise kann der Satz auch mit „Die meisten Tiger haben Streifen“ oder mit „Tiger haben im Allgemeinen Streifen“ oder mit „Alle normalen Tiger haben Streifen“ umschrieben werden (Leslie, 2007).

Anders verhält es sich bei Aussagen wie

„Enten legen Eier.“ oder

„Löwen haben Mähnen.“

Männliche Enten legen keine Eier und weibliche Löwen haben keine Mähnen. Dennoch handelt es sich um zutreffende, allgemein verständliche und akzeptierte Generika. Doch anders als im obigen Tiger-Beispiel sind die Merkmale nicht für Erpel oder Löwinnen deshalb unzutreffend, weil sie von der Norm abweichen, sondern weil die Natur nur jeweils das eine Geschlecht dazu vorgesehen hat. Das andere Geschlecht lässt sich generisch nicht ausschließen, die Aussage wird trotzdem als gültig akzeptiert („*Löwen haben Mähnen, außer weibliche.“). Jeder Sprecher des Deutschen ist sich im Allgemeinen der Ausnahmen von der Generalisierung bewusst, deren explizite Erwähnung ist nicht erforderlich.

„Moskitos übertragen den West-Nil-Virus.“

Unter Berücksichtigung der Tatsache, dass lediglich 1% der Moskitos den Virus überträgt, erscheint es überraschend, dass diese Aussage eine gültige Generalisierung darstellt. Es ist also nicht „normal“ für ein Moskito, den Virus zu übertragen, da die Wahrscheinlichkeit dafür sogar sehr gering ist. Das Moskito ist

auch nicht der einzige Überträger des Virus, sodass die Lesart mit Betonung auf „Moskitos“ auch nicht zutreffend ist (Leslie, 2007). So wäre es bei

„Männer tragen Bärte.“

Unter den Menschen sind es im Allgemeinen nur Männer, die Bärte tragen, aber nicht jeder Mann muss einen Bart tragen. Die Äußerung

„Menschen sind Autisten.“

ist hingegen keine gültige, akzeptierte Generalisierung. Obwohl bei diesem Satz dieselben Wahrheitsbedingungen vorliegen wie beim Satz „Männer tragen Bärte.“ (Menschen sind die einzige Spezies, die autistisch sein kann, nicht jeder Mensch muss ein Autist sein), ist die Äußerung „Menschen sind Autisten.“ falsch.

Leslie zufolge gibt es derzeit in der Literatur noch keinen Ansatz, der die Wahrheitsbedingungen von Generika erklären kann. Die obigen Beispiele haben gezeigt, dass eine generelle Aussage darüber aus heutiger Sicht nicht zu treffen ist.

3.3.2 Generalisierung: Default versus Markierung durch Quantifizierung

Leslie behauptet im Gegensatz zur semantischen Literatur (zum Beispiel A.Cohen, 1996), dass Generika in keinem Fall quantifizierbar sind (Leslie, 2007). Generika verfügen über keinen artikulierten Operator (*„Gen Tiger haben Streifen.“). Sie sind die in allen Sprachen am wenigsten markierten Formen. Nach Chomsky (2000) bedeutet eine unmarkierte Form die kognitive Defaultform.

„John climbed the mountain.“

Dieser Satz bedeutet, dass John den Berg hinaufkletterte, obwohl nicht explizit erwähnt ist dass er hinaufgeklettert ist. Es wäre auch möglich, dass John hinunterkletterte. Doch „climbing a mountain“ wird in unserem kognitiven System defaultmäßig als „climbing up“, also „hinaufklettern“ verstanden. Um „hinunterklettern“ auszudrücken, muss die Äußerung als „climbed down“, also als etwas von der Defaultform Abweichendes, markiert sein (Chomsky, 2000).

Es ist daher kein Zufall, dass die am wenigsten markierten Generika die komplexesten und am schwierigsten zu erklärenden und zu erlernenden sind, da sie von Grund auf von unserem kognitiven System so angenommen werden. Die Schwierigkeit, bei den genannten Beispielen Wahrheitsbedingungen aufzustellen,

zeigt diese Problematik. Kinder brauchen keine Wahrheitsbedingungen zu erlernen, um Generika auszudrücken. Jene Generalisierungen, die durch Generika ausgedrückt werden, entsprechen also den einfachsten und grundlegendsten Defaultgeneralisierungen unseres kognitiven Systems.

Kinder erwerben dieses System der Kategorienbildung bereits sehr früh; schon zwölf Monate alte Kinder können Generalisierungen auf Basis von Erfahrungen mit wenigen Bestandteilen einer Kategorie vornehmen (Leslie, 2007).

Quantoren hingegen markieren („viele“, „manche“, „alle“ und andere). Sie dienen dem kognitiven System dazu, Besonderes, Erwähnenswertes, also Nicht-Defaultformen hervorzuheben. Sie erfordern dementsprechend mehr Verarbeitungsaufwand und werden auch später von Kindern erworben als Generika.

Diese Tatsache konnte im Zuge von Experimenten, in denen Drei- und Vierjährige sowie Erwachsene mit Ja-/Neinfragen hinsichtlich der Entscheidung über das Zutreffen von generischen und quantifizierbaren Äußerungen konfrontiert wurden, bestätigt werden (Leslie, 2007):

Dreijährige unterschieden nicht zwischen Generalisierungen und Quantifizierungen, sie behandelten alle Sätze wie Generalisierungen. Lediglich Quantifizierungen, bei denen nur wenige Elemente erwähnt wurden und die dreijährigen Kinder diese vor sich sahen, konnten sie richtig beurteilen. Fragen, die abstrakte Kategorien beinhalteten, konnten von ihnen nicht richtig beantwortet werden (Leslie, 2007).

Dieses Ergebnis bestätigt den erhöhten kognitiven Aufwand bei der Verarbeitung von Quantifizierungen gegenüber Generalisierungen.

3.3.3 Mechanismen der Generalisierung

Leslie nennt vier Merkmale, die unsere einfachsten, grundlegendsten Mechanismen der Generalisierung charakterisieren:

- Gemeinsamkeiten nach Kategorien

Wir entdecken Regularitäten innerhalb einer Kategorie. Zum Beispiel in der Tierwelt können Gemeinsamkeiten sein: Art der Fortpflanzung, der Ernährung, der Fortbewegung, Laute und Geräusche und anderes.

Sobald wir beispielsweise mit einem Tiergeräusch konfrontiert werden, sind wir zumeist in der Lage, es einer Tierart zuzuordnen, ohne eine Überprüfung der statistischen Wahrscheinlichkeit vorzunehmen. Oder wenn das Kriterium der Fortpflanzung herangezogen wird, kommt man zu der Generalisierung, dass Enten Eier legen, wenngleich dies nur ungefähr auf die Hälfte der Enten, nämlich die weiblichen, zutrifft.

- Umgang mit Information, die Gefahr betrifft

Aussagen wie

„Moskitos übertragen den West-Nil-Virus.“

„Haie attackieren Schwimmer.“ oder

„Tiger fressen Menschen.“

werden intuitiv als wahr angenommen, obwohl sie nur für eine kleine Anzahl der genannten Tiere gelten. Wir würden Aussagen wie

„Tiere tragen den West-Nil-Virus.“ oder

„Insekten tragen den West-Nil-Virus.“

nicht zustimmen. Es geht also darum, eine gute Eingrenzung der Kategorie zu finden, auf die die jeweilige Aussage zutrifft. Diese darf nicht zu weit gefasst sein. Für die Menge jener Mitglieder der Kategorie, auf die die Eigenschaft nicht zutrifft, muss es aber zumindest theoretisch möglich sein beziehungsweise müssen diese theoretisch bereit dazu sein, diese Eigenschaft zu besitzen. Wenn das nicht der Fall ist, wird die Generalisierung nicht als wahr akzeptiert.

- Neutrale Information

Das dritte von Leslie genannte Merkmal bezieht sich darauf, dass Generalisierungen, bei denen neutrale Information enthalten ist, aufgrund der Mehrheit jener Elemente, auf die die Eigenschaft zutrifft, gebildet werden. Das bedeutet,

„Autos haben Radios.“

wird dann als wahr akzeptiert, wenn die Mehrheit der Autos auch tatsächlich Radios hat. Wäre dies nicht der Fall, würde die Generalisierung nicht als gültig anerkannt werden.

- Ausnahmen der Generalisierung

Bei diesem Merkmal ist relevant, welche Eigenschaften die Ausnahmen der Generalisierung aufweisen. Beispielsweise

„Pfaue haben wunderschöne blaugrüne Schwanzfedern.“

Weibliche Pfaue haben diese jedoch nicht, sie bieten also ein negatives Gegenbeispiel. Wir akzeptieren deshalb die Generalisierung als wahr.

Hätten weibliche Pfaue jedoch beispielsweise wunderschöne rosa Schwanzfedern, würden also ein positives Gegenbeispiel bieten, wäre die Generalisierung falsch und müsste abgeschwächt lauten:

„Pfaue haben wunderschöne blaugrüne oder rosa Schwanzfedern.“

Demzufolge wird eine Äußerung wie

„Pfaue haben wunderschöne blaugrüne Schwanzfedern und legen Eier.“

ebenso als richtig wahrgenommen, wenngleich keine der beiden Feststellungen auf männliche und weibliche Pfaue gleichermaßen zutreffen, sondern einander ausschließen. Da in beiden Fällen (Schwanzfedern und Eierlegen) jeweils negative Gegenbeispiele bestehen, gilt die Äußerung als richtig.

3.3.4 Kognitive Verarbeitung von Generalisierungen

Leslie nimmt in ihrer Arbeit Bezug auf die von Kahneman eingeführten Termini von System 1 und System 2:

Sie beschreibt, dass System 1, also das einfacher strukturierte System, keine Sensitivität gegenüber Informationen wie „wieviel“ aufweist. Unter anderem daraus folgert Leslie, dass Generika Urteile darstellen, die von System 1 ausgehen.

Sie sind also nicht quantifizierbar. Diese Entscheidungen erfolgen automatisch und ohne Anstrengung. Damit können sie gegenüber Quantoren unter anderem insofern abgegrenzt werden, als die Urteilsfindung der letzteren dem System 2 zugeordnet wird: wohlüberlegt, quantifizierbar, regelgeleitet und sensitiv gegenüber dem Operator „wieviel“.

Wie unter 3.3.2 beschrieben wurde, werden Quantoren erst später von Kindern erworben als Generika, sie erfordern auch mehr Verarbeitungsaufwand und verlangen bewusste mentale Auseinandersetzung mit den gebotenen Elementen

und mehr Konzentration.

Leslie erwähnt Experimente, bei denen Versuchspersonen mit Beschreibungen von Strafdelikten konfrontiert wurden: Von fünfzig fiktiven Personen wurden vierzig als unauffällig, und zehn als kriminell beschrieben. Der Hälfte der Versuchspersonen wurde von schweren Delikten wie Mord oder Vergewaltigung erzählt, der anderen Hälfte wurde von weniger schweren Vergehen wie Fälschung berichtet. Die Probanden hatten die Frequenz der Verbrechen in der Gruppe, von der sie gerade gehört hatten, zu schätzen.

Die Gruppe, der von den schwereren Delikten erzählt wurde, schätzte die Häufigkeit der Verbrechen als viel höher ein als jene Gruppe, der die weniger schweren Delikte berichtet wurden.

Diese Schätzungen kamen aus System 1, das sich vom subjektiven Befinden leiten lässt (Leslie, 2007).

Diese Arbeit von Leslie (2007) gibt einen Einblick, wie das kognitive System in Bezug auf Entscheidungen über sprachliche Repräsentationen arbeitet. Die Art des Zugriffs auf unser kognitives System entscheidet darüber, ob Urteile anhand von defaultmäßig abgespeicherten Informationen oder aber anhand von neu zu überlegenden, on-line zu formenden Lösungen gefällt werden.

Damit lässt sich eine Überleitung zu der Frage der Metaphernverarbeitung finden: Wir verfügen über ein Wissen über Begriffe, deren semantische Repräsentationen und deren Möglichkeiten der Verwendung im jeweiligen sprachlichen Kontext. Der folgende Abschnitt soll nun zeigen, wie das kognitive System bei der Verarbeitung von Metaphern funktionieren könnte.

3.4 System 1/System 2 beim Metaphernverständnis?

Ich möchte in diesem Zusammenhang noch einmal auf die im zweiten Kapitel beschriebene Relevanztheorie von Sperber und Wilson zurückgreifen:

3.4.1 Warum Relevanz?

Die Relevanztheorie hat das Prinzip im Fokus, das Optimum an Relevanz des Gesagten im gegebenen Kontext erkennen zu können. Eine Erklärung, warum das so ist, findet sich in Kahneman (Kahneman, 2011: 40):

Wie bereits im Laufe des Abschnittes 3.2 (insbesondere unter 3.2.3) erwähnt wurde, ist die Verwendung von System 2 anstrengend.

Einen Gedankengang über eine längere Zeitspanne hindurch aufrecht erhalten zu können, erfordert enorme Konzentration und Selbstkontrolle. Das Unterbrechen einer Tätigkeit durch Ablenkung erfordert noch mehr Aufwand, um wieder zur ursprünglichen Tätigkeit zurückzukehren und das wird im Allgemeinen als unangenehm empfunden (Kahneman, 2011: 40). Diese Aktivitäten erfordern Energie, das Gehirn verbraucht dabei Glukose.

Der Mensch scheint Aktivitäten, die hohe Anstrengung erfordern, vermeiden zu wollen; wir suchen nach einem Weg des geringsten Aufwandes. Deshalb scheint der Faktor „Effizienz“ ein entscheidendes Kriterium bei mentaler Arbeit zu sein, der das Optimum an Relevanz als Ziel kommunikativer Akte (im linguistischen Sinn) zur Folge hat (Kahneman, 2011).

Um das Metaphernverständnis mit der von Kahneman eingeführten Terminologie in Verbindung bringen zu können, soll an dieser Stelle der Mechanismus der Kontextbildung ein wenig ausgeführt werden:

3.4.2 Die Fähigkeit zur Assoziation

Kahneman beschreibt die menschliche Fähigkeit zur Assoziation durch folgendes Experiment:

„Bananas Vomit“

(Kahneman, 2011: 50).

Diese beiden Begriffe haben auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun. Doch

indem man sie in dieser Form geschrieben liest, stellt man unverzüglich einen Konnex her – automatisch, reflexartig, ohne weiteres Zutun und ohne darüber nachzudenken. Es taucht vor dem geistigen Auge ein Bild auf, es wird möglicherweise ein Szenario konstruiert, das einen kausalen Zusammenhang zwischen dem Genuss von Bananen und darauffolgender Übelkeit darstellt.

Dies ist eine Leistung des Systems 1. Die Assoziation erfolgte schnell, automatisch und mühelos (Kahneman, 2011).

Jeder Begriff ist in einem gedanklichen Netzwerk vielfach verlinkt. Ein Wort evoziert Erinnerungen, welche bestimmte Gefühle bewirken, die wiederum einen Gesichtsausdruck erzeugen lassen. Dieser Prozess wird als „assoziativ kohärent“ bezeichnet (Kahneman, 2011: 51).

Bereits Philosophen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts beschäftigten sich mit den Regeln, wie die Abfolge an Ideen erfolgen könnte. David Hume hat im Jahr 1748 in seinem Werk *An Enquiry Concerning Human Understanding* die Prinzipien der Assoziation auf drei wesentliche Punkte reduziert:

- Ähnlichkeit
- Kontiguität, also zeitliches beziehungsweise räumliches Zusammentreffen und
- Kausalität.

(Kahneman, 2011: 51).

Mittlerweile haben sich die Erkenntnisse zu den Mechanismen der Assoziation tiefgreifend verändert, doch diese Prinzipien haben nach wie vor Gültigkeit.

Eine Erkenntnis, die sich seit den Zeiten Hume's weiterentwickelt hat, ist jene hinsichtlich der weiteren Aktivierung von Ideen beziehungsweise Gedanken. Früher war man davon ausgegangen, dass man von einer Idee ausgehend durch eine Sequenz, also eine Abfolge an weiteren bewussten Ideen gelangt.

Mittlerweile wird der Ansatz verfolgt, dass eine Idee gleichzeitig viele andere Ideen, mit denen es durch ein Netzwerk verbunden ist, aktiviert, was größtenteils unbewusst erfolgt (Kahneman, 2011: 52).

3.4.3 Priming und Kontext

Der Begriff „Priming“ wurde im Zuge dieser Arbeit bereits unter Abschnitt 1.3.2

erwähnt, als ein Experiment von Gernsbacher und Kollegen (2001) beschrieben wurde.

Bei diesem Versuch waren Probanden mit Aussagen konfrontiert worden, denen bestimmte Sätze vorausgingen. Der Einfluss dieser sogenannten „Primingsätze“ auf das Verständnis der „Zielsätze“ wurde untersucht und so konnte eine Aussage darüber getroffen werden, in wie weit ein „Setting“, also ein „Kontext“ eine Assoziation bewirkt.

Kahneman erwähnt in seinem Buch folgendes Beispiel:

Wenn ein Versuchsteilnehmer zuvor das Wort „eat“ gehört oder gelesen hat, wird er das Wortfragment „so_p“ eher mit „soup“ ergänzen, als wenn er zuvor das Wort „wash“ gehört hat: dann wird er das Fragment durch „soap“ ersetzen.

(Kahneman, 2011: 52).

Dieses Priming kann im Zusammenhang mit dem Verständnis figurativer Sprache als dem „Kontext“ entsprechend verstanden werden, der dazu verhilft, dass Metaphern mühelos verarbeitet, also verstanden werden.

Durch Bildung eines Ad-hoc-Konzeptes, das dem Kontext angepasst ist, verengt sich die Menge der möglichen Begriffe und einige Bedeutungsvarianten scheiden aus.

Aber Priming ist nicht nur auf Wörter und Konzepte beschränkt. Unsere Handlungen und Gefühle werden auch durch Ereignisse geprimt, derer wir uns gar nicht bewusst sind (Kahneman, 2011: 53).

Kahneman erwähnt ein Beispiel, das sehr eindrucksvoll demonstriert, wie gewisse grundlegende Vorstellungen des Hörers bereits vorhersagbar sind:

„The large mouse climbed over the trunk of the very small elephant.“

(Kahneman, 2011: 74)

Hier ist davon auszugehen, dass der Hörer annähernd die gleichen Größenvorstellungen wie der Sprecher hat. Es ist eher unwahrscheinlich, dass sich jemand eine Maus vorstellt, die größer ist als der Elefant. Gewisse Kategorien und Normen sind bereits in unseren Vorstellungen verankert, sodass schon von einem gewissen „Basispriming“ ausgegangen werden kann.

3.4.4 Interpretation von Metaphern mit ausreichendem Kontext

Der Kontext führt den Hörer also in eine bestimmte „Welt“ beziehungsweise in eine Situation ein. Durch diese Tatsache verengt sich bereits die Auswahl an möglichen Interpretationsvarianten.

Wir sind in der Lage, jene Interpretationen eines Begriffes, die nicht dem Ad-hoc-Konzept entsprechen und somit nicht in das gegebene Setting passen, sofort, unbewusst, automatisch und ohne Anstrengung wegzufiltern. Dies ist eine Leistung von System 1.

Es scheint, als wären Metaphern etwas sehr Tiefgründiges. Wir stellen Zusammenhänge zwischen zwei Domänen her, deren Gemeinsamkeiten sich auf den ersten (bewussten) Blick nicht erschließen lassen. Wir nehmen an, dass die Gemeinsamkeiten somit tief in ihren semantischen Einzelteilen zu finden sind.

Doch bei näherer Betrachtung sind es nicht die eigentlichen Bedeutungen der Begriffe, die bei der Metaphernverarbeitung relevant sind. Es sind oberflächliche, prototypische semantische Eigenschaften der verwendeten Kategorien, die herangezogen werden.

Wenn die Kategorie, also die tatsächliche semantische Bedeutung des Begriffes entscheidend wäre, müsste es bei einer Aussage wie

„Julia ist eine Rose.“

gleichgültig sein, mit welcher Blume Julia verglichen wird. Die meisten Blumen sind im Allgemeinen schön, duftend und bewundernswert. Es könnte also auch eine Tulpe sein.

Ein Hinweis darauf, warum nicht die Merkmale für die Metapher ausschlaggebend sein können, ist die Tatsache, dass eines der charakteristischen Merkmale der Rose, nämlich „Dornen“, sicher nicht dienlich wäre, wenn die Liebenswürdigkeit von Julia betont werden soll.

Es geht also eher um oberflächliche Eigenschaften, die der Rose zugeschrieben werden. Sie ist unter den Blumen besonders wertvoll und schön. Diese prototypischen semantischen Eigenschaften werden im Zuge der Kategorisierung auf einfachster Ebene zugeordnet.

Wie bei der von Leslie beschriebenen Generizität (Leslie, 2007) erfolgt der

kognitive Prozess der Verarbeitung der Kategorie automatisch, ohne Anstrengung, ohne Reflexion und unbewusst. Die bewusste Identifizierung einer Rose als „etwas, das Dornen hat“ ist bei der Verarbeitung der Metapher „Julia ist eine Rose.“ nicht im Spiel. Hier führt also System 1 die Verarbeitung durch.

Um noch einmal das Beispiel von Leslie zu zitieren:

„Moskitos übertragen den West-Nil-Virus“.

Diese Aussage würde einem Urteil mit Hilfe des Systems 2 (das Wahrscheinlichkeiten einbezieht und genauere Überprüfungen anstellt) über die Gültigkeit dieser Generalisierung nicht standhalten. Ebenso wenig wie die Gleichsetzung Julias mit einer Rose, die Dornen hat.

Metaphern werden also noch vor dem Eindringen in eine semantische Kategorie verarbeitet, sie sind also semantisch flach. Es erfolgt keine komplexe Rückrechnung des Begriffes in seine semantischen Bestandteile. Diese würden nämlich von System 2 verarbeitet werden, indem Wahrheitswerte herangezogen würden, was bei der Metaphernverarbeitung aber nicht der Fall ist.

Es werden bei der Verarbeitung einer Metapher demgemäß nur essentielle Bedeutungsaspekte behandelt, zur eigentlichen Kategorie wird dabei nicht vorgedrungen.

Man kann dieses Phänomen bereits bei kleinen Kindern beobachten, indem man den Umgang von Kindern mit lexikalischen Konzepten betrachtet: Im Zuge des Spracherwerbs treffen Kinder Überextensionen, indem sie die Bedeutung von einzelnen Begriffen erweitern und für wesentlich weiter gefasste Konzepte verwenden, was am folgenden Beispiel gezeigt wird:

Ein Kind hat einen kleinen weißen Hund mit schwarzen Augen namens Fido. Eines Tages isst die Mutter einen Salat, auf dem sich zwei schwarze Oliven befinden. Das Kind blickt auf den Salat und sagt: „Fido!“

Als weiterer Fall von Überextension kann auch das symbolische Spiel von Kindern gewertet werden, indem beispielsweise eine Banane als Telefonhörer oder als Waffe verwendet wird, oder ähnliches (siehe auch Abschnitt 2.3 („Kategorieübergreifende Ad-hoc-Konzepte“)).

Diese Form der Konzepterweiterung stellt bereits eine gewisse Form der Metaphorisierung dar, da ein Begriff mit seinen allgemeinen

Bedeutungselementen für die Bezeichnung eines anderen Gegenstandes herangezogen wird. Diese Erweiterung erfolgt aber nicht nach spezifischen semantischen Gesichtspunkten und nicht analytisch, sondern es sind allgemeine, oberflächliche Bedeutungselemente, die die Gemeinsamkeit zum anderen Begriff darstellen.

Wie beim Verstehen von Metaphern gelangt die Verarbeitung hier nicht so tief, um zur eigentlichen Semantik durchzudringen und einen Abgleich der spezifischen Merkmale vorzunehmen. Die Verarbeitung verbleibt in einer seichteren Ebene, also in System 1.

Mit Hilfe der Darstellung der kognitiven Verarbeitung mittels des Systems 1 lässt sich eine Erklärung dazu finden, warum die Interpretation von Metaphern mit ausreichendem Kontext gleich schnell erfolgt wie jene wörtlich zu verstehender Äußerungen:

Es wird kein zusätzlicher Zeitaufwand benötigt, um eine Metapher zu interpretieren, da das System 1 durch umgehende Identifizierung des Ad-hoc-Konzeptes bereits die adäquate Interpretation des Begriffes ermöglicht hat.

Den Gedanken aus diesem Abschnitt weiter folgend, lässt sich eine mögliche Erklärung dafür finden, auf welche Art die Interpretation jener Metaphern erfolgt, die in keinen ausreichenden Kontext eingebettet sind.

3.4.5 Interpretation von Metaphern mit wenig Kontext

Ich möchte in diesem Zusammenhang noch einmal auf den Prozessablauf gemäß dem Stufenmodell von Grice (Grice, 1989) beim Verstehen von Äußerungen zurückkommen (siehe auch Abschnitt 1.3.2):

- (1) Analyse der wörtlichen Bedeutung,
- (2) Vergleich der wörtlichen Bedeutung mit dem Kontext,
- (3) wenn die wörtliche Bedeutung stimmt, dann endet die Interpretation, ansonsten:
 - (3a) Herleitung einer alternativen Bedeutung, die den Kontext einbezieht, dem Kooperationsprinzip folgend.

Dieser Prozess von (1) bis (3) erfolgt intuitiv, also im System 1. Der Vorgang bis Punkt (3) läuft automatisch und unbewusst ab.

Erst bei Nichterfüllung des Anspruchs nach Relevanz beziehungsweise bei Nichtzustandekommen einer sinnvollen Interpretation erweitert sich der Prozess zu (3a) und System 2 kommt zum Zug.

Es wird also die bewusste Herleitung einer Bedeutung erforderlich, die mit Hilfe des Systems 1 nicht ersichtlich war.

Um das von Carston weiterentwickelte Prinzip des Ad-hoc-Konzeptes heranzuziehen (Carston, 2002), ist es dem Hörer bei vagem Kontext zunächst nicht möglich, ein schlüssiges Ad-hoc-Konzept zu bilden. Er muss bewusste Anstrengung auf sich nehmen, um ein sinnvolles Ad-hoc-Konzept des Begriffes zu erhalten und zu einer Interpretation zu gelangen. Dies ist eine Leistung von System 2.

Diese Abfolge würde bedeuten, dass zur Interpretation von Metaphern ein weiterer kognitiver Arbeitsschritt erforderlich wäre, der bewusst erfolgt und nur mit einem erhöhten Zeitaufwand zu bewältigen ist. Diese Tatsache erklärt die in 1.3.2 beschriebene, von Gernsbacher und Kollegen (Gernsbacher et al., 2001) untersuchte Verzögerung bei der Interpretation von Metaphern ohne ausreichenden Kontext.

4 Zusammenfassung

Metaphern drücken etwas aus, das abseits ihrer wörtlichen Bedeutung liegt. Damit liegen sie im Spannungsfeld zwischen dem Problem der Abweichung von Wahrheitswerten und der Bereicherung von Sprache durch kreativen Ausdruck.

Nachdem Metaphern als fixer Bestandteil von Sprache angesehen werden können, ist es in jedem Fall interessant zu hinterfragen, wie es gelingen kann, Äußerungen mit abweichendem Inhalt dennoch richtig zu verstehen.

Es wurden in dieser Arbeit interdisziplinäre Ansätze vorgestellt, die geeignet sind, um Metaphern möglichst umfassend zu beleuchten. So wurde auf einige grundlegende philosophische, wie psychologische und stilistische sowie grammatikalische Aspekte eingegangen, die in Wechselwirkung mit linguistischen Theorien Erklärungen zu Metaphern liefern können. Der Schwerpunkt wurde dabei im Zuge dieser Arbeit auf pragmatische Ansätze gelegt.

Die Relevanztheorie von Sperber & Wilson (Sperber & Wilson, 1986) liefert hier eine Erklärungsgrundlage, indem sie unter anderem darstellt, dass Kommunikation aus einer Kombination aus Mitteilungsabsicht von Seiten des Sprechers und Interpretationsabsicht von Seiten des Hörers besteht.

Dadurch hat der Hörer den Spielraum, kontextangepasst durch Bildung eines Ad-hoc-Konzeptes eine Analyse des Gehörten vorzunehmen (Carston, 2002).

Zur Frage, wie ein Ad-hoc-Konzept so schnell gebildet werden kann, sodass Metapherninterpretation gleich schnell wie das Verständnis wörtlicher Sprache erfolgen kann, spricht Kahneman – dem Prinzip des Dual Route Modells folgend – von zwei Systemen, die an dem Prozess der Entscheidungsfindung im Allgemeinen beteiligt sind: einem schnellen, unbewussten, automatischen, aber fehleranfälligen System 1 und einem langsamen, bewussten und wohlüberlegten System 2 (Kahneman, 2011).

Als Grundlage für die Beschreibung der mentalen Struktur unseres Gehirnes dienen die Überlegungen Fodors, die über die funktionale Architektur und die Organisation der kognitiven Systeme Auskunft geben (Fodor, 1983): Fodor spricht von horizontalen Fähigkeiten und zentralen Systemen mit nicht-modularen Strukturen, denen Kahnemans System 2 entspricht und von vertikalen Fähigkeiten

und Hilffsystemen mit modularen Strukturen, bei denen die Verarbeitung seicht und flach erfolgt, also System 1 entsprechend.

Nachdem das Thema „Effizienz“ in unserem kognitiven System eine wichtige Rolle spielt, scheint unser Gehirn darauf ausgerichtet zu sein, sprachliche Information mit möglichst wenig Aufwand zu interpretieren.

Wenn wir mit einer Metapher konfrontiert werden, wird demgemäß ein Ad-hoc-Konzept mit Hilfe von System 1 gebildet und so erfolgt automatisch eine Interpretation auf Basis dieses spontan gebildeten Konzeptes (dies unter der Voraussetzung von ausreichendem Kontext), das keinen Spielraum für tiefgreifende semantische Analysen bietet.

Wie im Rahmen dieser Arbeit (unter Abschnitt 2.3) ausgeführt wurde, ist es auch möglich, dass das Ad-hoc-Konzept gar keine Überschneidungen zum lexikalischen Konzept bildet und so eine Interpretation ermöglicht wird, die – rein semantisch betrachtet – gänzlich unzutreffend ist.

Es scheint daher, als wären Metaphern als etwas Oberflächliches und semantisch Flaches zu betrachten, und daher wird nicht tiefer in die semantische Kategorie eingedrungen, sondern die Verarbeitung bezieht sich lediglich auf die essentiellen Bedeutungsaspekte („Julia ist eine Rose.“).

Dies kann damit begründet werden, dass die Semantik mit der Beurteilung von Wahrheitswerten einhergeht und damit analytisch, also wohlüberlegt und bewusst, also offensichtlich durch System 2 behandelt wird. Im Rahmen von Bedeutungstheorien wird ein Abgleich der semantischen Kategorien vorgenommen, was zu einer genauen Analyse der spezifischen Bedeutung führt.

Metaphern hingegen werden demgemäß im Sinne eines pragmatischen Zuganges auf oberflächlicher Ebene – im System 1 – verarbeitet.

Um das Phänomen der kognitiven Erfassung von Metaphern noch weiter zu ergründen, stehen aber noch weitere Forschungen, besonders im Zusammenhang mit der Bildung von Ad-hoc-Konzepten, aus.

5 Literatur

- Angus Lynne E. (1996): „An intensive analysis of metaphor themes in psychotherapy.“ In: J.S. Mio & A.N.Katz (eds.), *Metaphor. Implications and applications* (S.73-84). Mahwah, N.J.: Erlbaum.
- Arseneault Madeleine (2006): „Metaphor: Philosophical Theories.“ In: „*Encyclopedia of Language and Linguistics*“, 2nd edition, Brown Keith (ed.), Elsevier Ltd.
- Austin, John L. (1962): „How to Do Things with Words.“ (dt. „Zur Theorie der Sprechakte“, Stuttgart 1972).
- Bertau Marie-Cécile (1996): „*Sprachspiel Metapher*.“ Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Black Max (1954-5): „Metaphor“, *Proceedings of the Aristotelian Society*, 55, 273-94. (Reprinted in Black 1962).
- Black Max (1962): „*Models and Metaphor*.“ Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Bußmann Hadumod (2008): „*Lexikon der Sprachwissenschaft*.“ Alfred Kröner Verlag, Stuttgart.
- Cameron Lynne (2003): „*Metaphor in educational discourse*.“ London and New York: Continuum.
- Campbell Lyle (1998): „*Historical Linguistics*.“ Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Carston Robyn (1996/97): „Enrichment and loosening: complementary processes in deriving the proposition expressed?“ *UCL Working Papers in Linguistics* 8: 205-232. Reprinted 1997 in *Linguistische Berichte* 8, Special Issue on Pragmatics: 103-127.
- Carston Robyn (2002), „Metaphor, ad hoc concepts and word meaning – more questions than answers“, *UCL Working Papers*: 83-105.
- Chiappe Daniel L., Kennedy, John M., & Smykowski, Tim (2003): „Reversibility, aptness, and the conventionality of metaphors and similes.“ *Metaphor and Symbol*, 18: 85-105.
- Chiappe Daniel L. & Chiappe Penny (2007): „The role of working memory in metaphor production and comprehension.“, *Journal of Memory and Language* 56: 172-188.
- Chomsky Noam (2000): „*New Horizons in the Study of Language and Mind*.“

- Cambridge University Press. Cambridge.
- Cohen Ariel (1996): „Think Generic: The Meaning and Use of Generic Sentences.“
PH.D.dissertation. Department of Linguistics. Carnegie Mellon University.
Pittsburg, PA.
- Cohen Ted (1978): „Metaphor and the cultivation of intimacy.“ *Critical Inquiry*,
Special Issue on Metaphor, 5, (1): 3-12.
- Coltheart Max, Rastle Kathleen, Perry Conrad, Langdon Robyn & Ziegler
Johannes (2001): „DRC: A dual route cascaded model of visual word
recognition and reading aloud.“ *Psychological Review* 2001 Jan; Vol.108
No.1: 204-256.
- Davidson Donald (1984): „What metaphors mean.“ In his „Truth and
Interpretation.“ Oxford, Oxford University Press.
- Fainsilber Lynn & Ortony Andrew (1987): „Metaphorical uses of language in the
expression of emotions.“ *Metaphor and Symbolic Activity*, 2: 239-250.
- Fodor Jerry A. (1983): „The Modularity of Mind: An Essay on Faculty Psychology.“
MIT Press, Cambridge, Massachusetts, 1983.
- Gentner Dedre (1982): „Are scientific analogies metaphors?“ In Miall David S.
(ed.) *Metaphor: problems and perspectives*. Atlantic highlands: Humanities
Press Inc.: 106-132.
- Gentner Dedre, Bowdle Brian F., Wolff Phillip & Boronat Consuelo (2001):
„Metaphor is like analogy.“ In: Gentner D., Holyoke K. Kokinov B. (eds.). *The
analogical mind: perspectives from cognitive science*. Cambridge, MA: MIT
Press: 199-253.
- Gentner Dedre & Bowdle Brian F. (2001): „Convention, form and figurative
language processing.“ *Metaphor and Symbol* 16: 223-248.
- Gernsbacher Morton Ann, Keysar Boaz, Robertson Rachel R.W. & Werner Necia
K. (2001), „The role of suppression and enhancement in understanding
metaphors“, *Journal of Memory and Language*, 45: 433-450.
- Gibbs Raymond W. Jr. (1994): „The poetics of mind: figurative thought, language,
and understanding.“ New York: Cambridge University Press.
- Gibbs Raymond W. Jr. (2002): „A new look at literal meaning in understanding
what speakers say and implicate.“ *Journal of Pragmatics* 34: 457-486.
- Gibbs Raymond W. Jr. (2006): „Metaphor: Psychological Aspects.“ In:
„Encyclopedia of Language and Linguistics“, 2nd edition, Brown Keith (ed.),

Elsevier Ltd.

- Glucksberg Sam, Gildea Patricia & Bookin Howard (1982): „On understanding nonliteral speech: can people ignore metaphors?“ *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 21: 85-98.
- Glucksberg Sam & Keysar Boaz (1993): „How metaphors work.“ In Ortony A. (ed.) *Metaphor and thought*, 2nd edn. New York: Cambridge University Press: 401-424.
- Glucksberg Sam, McGlone, Matthew S., & Manfredi, Deanna (1997): „Property attribution in metaphor comprehension.“ *Journal of Memory and Language*, 36: 50-67.
- Glucksberg Sam, Newsome, Mary R., & Goldvarg, Yevgeniya (1997): „Filtering out irrelevant material during metaphor comprehension.“ In: M.G. Shafto & P. Langley (Eds.), *Proceedings of the 19th Annual Conference of the Cognitive Science Society*: 932. Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Glucksberg, Sam (1998): „Understanding metaphors.“ *Current Directions in Psychological Science*, 7: 39-43.)
- Glucksberg, Sam (2001): „Understanding figurative language.“ New York: Oxford University Press.
- Graesser Arthur C., Mio Jeffery S. & Mills Keith (1989): „Metaphors in persuasive communication.“ In: Meutsch D. & Viehoff R. (eds.): *Comprehension and literary discourse*. Berlin: De Gruyter: 131-154.
- Grice Paul (1957): „Meaning“, In: *The Philosophical Review* 64: 377-388.
- Grice Paul (1975): „Logic and Conversation“ In: P. Cole and J. Morgan (Hgg.), *Syntax and Semantics*, Bd. 3, 1975: 41-58.
- Groeben Norbert & Christmann Ursula (2003): „Verstehen von Sprecherintentionen: Ironie, Witz, Metapher.“ In: G.Rickheit, Th.Herrmann & W.Deutsch (Hrsg.), *Psycholinguistik – Psycholinguistics. Ein internationales Handbuch*, S.651-664, Berlin/New York: de Gruyter.
- Guttenplan Samuel (2005): „Objects of Metaphor.“ Oxford University Press Inc., New York.
- Halliday Michael (1985/1994): „An introduction fo functional grammar.“ London: Arnold.
- Johnson Mark (ed.) (1981): „Philosophical perspectives on metaphor.“ Minneapolis: University of Minnesota Press.

- Kahneman Daniel (2011): „Thinking, fast and slow.“ London: Allen Lane, 2011.
- Kittay Eva Feder (1987): „Metaphor: its cognitive force and linguistic structure.“
New York: Oxford University Press.
- Lakoff George & Johnson Mark (1980): „Metaphors we live by.“ Chicago: Chicago University Press.
- Lakoff, George (1993): „The contemporary theory of metaphor.“ In: Ortony, A. (ed.) 1993: 202-251.
- Lakoff George & Johnson Mark (1999): „Philosophy in the flesh: the embodied mind and its challenge to western thought.“ New York: Basic Books.
- Leech Geoffrey N. & Short Mick H. (1981): „Style in fiction.“ London: Longman.
- Leslie Sarah-Jane (2007): „Generics and the Structure of the Mind.“ In: Philosophical Perspectives, 21, Philosophy of Mind.
- Levin Samuel R. (1977): „The semantics of metaphor.“ Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Miller George A. (1979): „Images and models, similes and metaphors.“ In: Ortony A. (ed.): 203-253.
- Murphy Gregory L. (1996), „On metaphoric representation“, In: Cognition 60 (1996): 173-204.
- Ortony Andrew, Schallert Diane, Reynolds Ralph, Antos Stephen (1978): „Interpreting Metaphors and Idioms: Some Effects of Context on Comprehension.“ In: Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior, 17, S. 465-477.
- Ortony Andrew (ed.) (1979): „Metaphor and thought.“ New York: Cambridge University Press.
- Ortony Andrew (1980): „Some Psycholinguistic Aspects of Metaphor.“ In: Honeck Richard, Hoffmann Robert (Hg.): Cognition and Figurative Language. Hillsdale: S. 69-83.
- Petrie Hugh G. & Oshlag Rebecca S. (1993): „Metaphor and learning.“ In: A.Ortony (ed.): Metaphor and thought (S. 579-609), Cambridge: University Press.
- Pinker Steven (1991): „Rules of language.“ Science, 253: 530-535.
- Pollio Howard R., Barlow Jack M., Fine Harold J. & Pollio Marilyn R. (1977): „Psychology and the poetics of growth: figurative language in psychology, psychotherapy, and education.“ Hillsdale, NJ: Erlbaum.

- Récanati François (1995): „The alleged priority of literal interpretation.“ *Cognitive Science* 19, 207-232.
- Rolf Eckard (2005): „Metapherntheorien: Typologie, Darstellung, Bibliografie.“ *De Gruyter*: 177-178.
- Searle John R. (1969): „Speech Acts.“ Cambridge 1969; deutsche Sprechakte. Frankfurt 1983.
- Searle John R. (1979/1993): „Metaphor.“ In Ortony A (ed.) *Metaphor and thought*, 2nd edn. New York: Cambridge University Press: 83-111.
- Sperber Dan & Wilson Deirdre (1986/95), „Relevance: communication and cognition.“ Oxford: Blackwell; Cambridge, Mass.: Harvard University Press. Second edition (with postface) 1995.
- Steen Gerard J. & Gibbs Raymond W. Jr. (2004): „Questions about metaphor in literature.“ *European Journal of English Studies* 8 (3): 337-354.
- Steen Gerard J. (2006): „Metaphor: Stylistic Approaches.“ In: „*Encyclopedia of Language and Linguistics*“, 2nd edition, Brown Keith (ed.), Elsevier Ltd.
- Stern Josef (2000): „Metaphor in context.“ Cambridge: MIT Press.
- Sticht Thomas G. (1993): „Educational uses of metaphor.“ In: A.Ortony (ed.), *Metaphor and thought* (S.621-632). Cambridge: University Press.
- Vega-Moreno Rosa Elena (2003), „Relevance Theory and the construction of idiom meaning“, *UCL Working Papers*: 303-323.

Abstract

Die vorliegende Arbeit soll einen Auszug aus bedeutenden Metapherntheorien bieten. Es werden interdisziplinäre Ansätze dargestellt, um den Begriff der Metaphern auch außerhalb linguistischer Betrachtungsweisen zu definieren.

Vor diesem Hintergrund soll beleuchtet werden, durch welche Mechanismen es möglich ist, dass Metaphern, die aus bedeutungstheoretischer Sicht eigentlich falsch sind – unter der Voraussetzung ausreichenden Kontextes – gleich schnell wie wörtlich zu verstehende Äußerungen verarbeitet werden können.

Unter Heranziehung von Theorien aus dem Bereich der linguistischen Pragmatik, im besonderen auf Basis der Relevanztheorie, wird dargestellt, dass jene Konzepte, die den Äußerungen zugrundeliegen, als Ad hoc-Konzepte durch den Hörer im Kontext gebildet werden, wodurch Metaphern interpretiert werden können.

Unter Zugrundelegung des Prinzips des Dual Route Modells, welches die kognitiven Sprachverarbeitungsprozesse beschreiben kann, wird behauptet, dass diese Ad hoc-Konzepte spontan und unbewusst entstehen, was eine unverzügliche Interpretation ohne vorherige semantische Analyse ermöglicht. In Anlehnung an die Arbeiten von Kahneman (Kahneman, 2011) wird von zwei Systemen ausgegangen: einem schnellen, unbewussten System 1 und einem langsamen, wohlüberlegenden System 2.

So liegt der Schluss nahe, dass Metaphern auf sehr oberflächlicher Ebene (im System 1), nämlich nur unter Berücksichtigung essentieller Bedeutungsaspekte, verarbeitet werden, noch bevor sie einer bewussten semantischen Analyse unterzogen werden.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Geburtsdatum: 17. September 1972
Geburtsort: Wien
Staatsbürgerschaft: Österreich
Familienstand: Lebensgemeinschaft
2 Kinder (Fabian *2005, Amelie *2007)

Schulbildung

1978 – 1982 Volksschule 1130 Wien, Auhofstraße
1982 – 1986 Bundesrealgymnasium 1130 Wien, Wenzgasse
1986 – 1991 Handelsakademie 1130 Wien, Maygasse
14.06.1991 HAK-Matura

Studium

2001 – 2002 Studium “Übersetzer- und Dolmetscherausbildung”
für die Sprachen Englisch und Italienisch
an der Universität Wien

seit 2002 Studium der Sprachwissenschaft
an der Universität Wien
(2002 – 2003 in Kombination mit Finno-Ugristik)

2005 – 2008 großteils beurlaubt wegen Kinderbetreuung

Studienschwerpunkt: Psycho-, Patho-, Neurolinguistik

Berufspraxis

07/1991 – 07/1995 Tätigkeit in Notariatskanzlei Dr. Michael Zerdik, 1010 Wien

seit 11/1995 Wiener Städtische Versicherung AG Vienna Insurance Group
1010 Wien:
11/1995 – 09/2001 Tätigkeit im Generalsekretariat
seit 09/2001 Tätigkeit im Human Resources Management
04/2005 – 01/2010 Karenz
seit 02/2010 wieder Tätigkeit im HR-Management: Teilzeit (20h)

Besondere Kenntnisse und Fähigkeiten

Sprachkenntnisse: Englisch
Französisch
Italienisch Grundkenntnisse

EDV-Praxis: Windows, Word, Excel, Powerpoint, Outlook, MacOS, SAP-HR

Wien, 2012